



75 JAHRE KRIEGSENDE

AUFBAU UND AUFBRUCH – STUNDE NULL AN DER LMU



MÜNCHNER PHILHARMONIKER SPIELFELD KLASSIK

UNI-KONZERT

**RICHARD
STRAUSS**

»Macbeth«

**DMITRIJ
SCHOSTAKOWITSCH**

1. Cellokonzert

**FELIX
MENDELSSOHN
BARTHOLDY**

Ouvertüre zu

»Ein Sommernachtstraum«

4. Symphonie

»Italienische«

ANDRÉS OROZCO-ESTRADA, Dirigent
KIAN SOLTANI, Violoncello

Donnerstag
02_07_2020 20 Uhr

PHILHARMONIE IM GASTEIG
spiefeld-klassik.de
089 54 81 81 400

In Kooperation mit



In freundschaftlicher
Zusammenarbeit mit





SEITE 6

75 JAHRE KRIEGSENDE

AUFBAU UND AUFBRUCH – STUNDE NULL AN DER LMU

Vor 75 Jahren wurde die LMU von den US-Besatzungstruppen geschlossen. Denn die meisten Dozenten waren Parteigänger des Nationalsozialismus.

SEITE 10

ZUM KRISENBEWUSSTSEIN DER DEUTSCHEN JUDEN
DAMALS UND HEUTE

DIE GEFAHR ERKENNT MAN IMMER ZU SPÄT

LMU-Historiker Professor Michael Brenner befasst sich mit der Frage „wann erkennt man die Gefahr?“ aus Sicht der deutschen Juden zwischen dem Ersten Weltkrieg und der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933. Und fragt sich, was sich für die heutige Zeit daraus lernen lässt.



SEITE 16

SPIEL-APP ZUR SPRACHKOMPETENZ-MESSUNG

MIT KI UND KOMMISSAR WUSCHEL AUF DER SUCHE NACH DEM SPRACHSTAND

Gute Sprachkompetenzen von Anfang an sind essenziell für den gesamten Schul- und Bildungserfolg. Eine kindgerechte App hilft, den Sprachstand von Kindern und Defizite vor Schulantritt zu ermitteln.



SEITE 20

LMU MACHT SCHULE: HIV-AUFKLÄRUNG FÜR SCHÜLER
BÄTHEMA UND KNALLER ZUGLEICH

Angst vor Ansteckung kennen wir nicht erst seit der Corona-Krise. In den Achtzigerjahren war AIDS die Seuche, die man fürchtete und die immer noch lebensgefährlich sein kann. Stefan Zippel erklärt Schülern alle Aspekte der Krankheit, wie man sich davor schützen kann und was man gegen Ausgrenzung und Stigmatisierung tut.



SEITE 22

LORENZ NARKU LAING
„EINE AUSNAHME IM SYSTEM“

Sein Ziel, den Rassismus in der Gesellschaft abschaffen, verfolgt der LMU-Politikwissenschaftler, Unternehmer und junge Vater mit großer Energie – und viel Freude am Denken



SEITE 24

SPENDENMARATHON BREAKOUT
IN 36 STUNDEN OHNE GELD IN DIE WELT

Bei BreakOut geht es darum, innerhalb von 36 Stunden so weit wie möglich zu kommen und so viele Spenden wie möglich zu sammeln – stets für einen guten Zweck



SEITE 26

DRACULA-FORSCHER CHRISTOF PAULUS
„IN DEN ROMANEN STEHT VIEL UNSINN“

Professor Christof Paulus hat Blut geleckt: Der LMU-Geschichtswissenschaftler forscht über Dracula – den gab es wirklich. Bei vielen Überlieferungen handelt es sich aber um Mythen.



SEITE 28

ALUMNUS UDO SCHMIDT-STEINGRAEBER
BAUT WIE SEINE AHNEN KLAVIERE
„KLÄNGE VON SANFT BIS EXALTIERT“

In der sechsten Generation führt Udo Schmidt-Steingraeber eine Klaviermanufaktur, die sein Ur-Ahn 1852 einst gründete.

SEITE 30

NEUBERUFEN

SEITE 31

PREISE UND
EHRUNGEN

SEITE 38

VERSTORBEN

SEITE 40

IMPRESSUM

SOMMERSEMESTER 2020 IN ZEITEN VON CORONA



LMU noch menschenleer: Die Bibliotheken haben unterdessen wieder geöffnet

LMU UNTERSTÜTZT KAMPF GEGEN CORONA

Wie stark ist Covid-19 unter den Menschen in Bayern verbreitet und wie wirksam sind die Gegenmaßnahmen wie „Social Distancing“? Um diese Fragen zu beantworten, braucht es Daten. Das Tropeninstitut am LMU-Klinikum hat daher zusammen mit der Bayerischen Staatsregierung das Projekt „Prospektive COVID-19 Kohorte München“ (KoCo19) initiiert. Dabei werden im Raum München 3.000 repräsentativ ausgewählte Haushalte in verschiedenen Zeitabständen über mehrere Monate besucht. Die Forscher-Teams sind seit 5. April unterwegs. Untersucht wird, wie viele Menschen sich infiziert haben oder sich bereits infiziert hatten, ohne es bemerkt zu haben. Denn auch sie können das SARS-CoV-2 übertragen und die Pandemie befördern. Die ausgewählten Haushaltsmitglieder werden interviewt und anschließend um eine Blutspende gebeten. Bei aktuellen Symptomen kann auch ein Rachenabstrich durchgeführt werden. Die generierten Daten sollen mit einfacheren Methoden wie Querschnittsuntersuchungen oder Untersuchungen bei Blutspendern „geeicht“ und dann für ganz Bayern verfügbar gemacht werden. Wer Zweifel an der Echtheit der Teams hat, kann sich die Identität unter 089/4400-59866 bestätigen lassen. Eine Bewerbung für die Studie ist nicht möglich.

■ dl



Zum nächstmöglichen Zeitpunkt suchen wir:

Engagierte und interessierte Medizinstudenten (m/w) für fachspezifische, orthopädische Assistenzarbeiten im OP (Vollzeit/Teilzeit)

Das bieten wir Ihnen:

- Eine vielfältige und verantwortungsbewusste Tätigkeit
- Es fallen keine Wochenend-, Feiertags-, Bereitschaftsdienste an
- Mitarbeit in einem erfahrenen und harmonischen OP-Team
- Leistungsgerechte Vergütung
- Gute Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr U3/U6/Tram/Bus

Das sollten Sie mitbringen:

- Engagement und Eigeninitiative
- Medizinisches Grundverständnis (Anatomieschein)
- Interesse am orthopädisch-chirurgischen Fachgebiet
- Patienten- und Teamorientierung

Bei Interesse an dieser Aufgabe senden Sie Ihre Bewerbungsunterlagen unter Angabe Ihres frühestmöglichen Eintrittstermins per E-Mail an:

Clinic Dr. Decker GmbH

z. H. Frau Claudia Fiedler

Seestraße 10-12, 80802 München

Internet: www.clinic-dr-decker.de

Email: karriere@clinic-dr-decker.de

Mehr unter <http://www.clinic-dr-decker.de/de/karriere/>

Sollten Sie vorab noch Fragen haben stehen wir Ihnen unter der Telefonnummer (0 89) 38 17 04-103 selbstverständlich gerne zur Verfügung.

SOMMERSESTER 2020 IN ZEIT VON CORONA



„MEHR ALS EIN ZUSAMMENGEMOODLETES SEMESTER“

Die LMU wird ein außergewöhnliches Sommersemester 2020 erleben. „Es sollten im Sommersemester rund 8.000 Lehrveranstaltungen an der LMU stattfinden. Wir werden nicht für alle Präsenzveranstaltungen eine digitale Alternative finden können, aber wir sind bestrebt, möglichst vielen Studierenden die Möglichkeit zu geben, ein reguläres Semester zu absolvieren und ihre Leistungen zu erbringen. Wo Präsenzlehre unabdingbar ist, beispielsweise bei praktischen Veranstaltungen in der Human-, in der Zahn- oder in der Tiermedizin, werden wir auf Basis der neuen Regelungen und unter Beachtung der Hygiene-Standards nach praktikablen Lösungen suchen – und sie finden“, betont Professor Oliver Jahraus, Vizepräsident für den Bereich Studium der LMU.

Seit Beginn der Krise erarbeiten die Professorinnen und Professorinnen, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Mittelbau sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Verwaltung, aller Fakultäten und Fächern mit Hochdruck vielfältigste Formate und Alternativen zur Präsenzlehre – von der Aufzeichnung einer „Konserve“ über die Anpassung vorhandener Angebote aus dem Fundus der Virtuellen Hochschule Bayern (vhb) bis hin zu genuinen Online-Kursen beispielsweise auf der Basis von und in allen Formen von moodle, moocs, inverted classrooms und blended learning. „Wir unterstützen die Fakultäten dabei technisch und finanziell in erheblichem Maße und haben, als sich das Ausmaß der Krise

abzeichnete, umgehend mit einem Soforthilfeprogramm begonnen.“ Die Krise habe völlig andere Voraussetzungen geschaffen, sagt Jahraus. „Wir sind alle dabei, uns auf einen neuen, den neuesten, Stand zu bringen. Wer hätte vor wenigen Wochen gedacht, dass wir jemals vor einer solchen Herausforderung stehen würden und sie meistern können? Wer hätte gedacht, dass wir ein Semester ohne Präsenzlehre überhaupt beginnen können? Ich nicht. Aber alle zusammen haben wir es ermöglicht. Ich bin sehr zuversichtlich, dass das Sommersemester weit mehr als ein ‚zusammengemoodletes‘ Semester wird.“

Jahraus sieht die jetzige Krise denn auch als eine große Chance, das Portfolio des digitalen Angebots der Lehre an der LMU zukünftig noch breiter und besser zu gestalten. „Wir werden die Erfahrungen, die wir jetzt überall an der Universität sammeln können, gründlich auswerten müssen. Was wir jetzt technisch erreicht haben, müssen wir in Zukunft gestalten – im Hinblick auf die Weiterentwicklung unserer hochschuldidaktischen und Menschenführungs-kompetenzen.“ Dazu, so der Vizepräsident, stünden einige Initiativen an der LMU bereit: vom Center for Leadership and People Management über PROFiL und die DigiLLabs bis hin zum MZL und anderen mehr, vielfach unterstützt durch die ZUV. Dann würden – jenseits der schnellen Suche nach Alternativen zu Präsenzveranstaltungen – innovative, sinnvolle und ergänzende Lehrkonzepte entstehen. ■ (red)

Die Kreiskliniken Altötting-Burghausen, Akademisches Lehrkrankenhaus der LMU München, sind nach DIN EN ISO 9001:2015 zertifiziert. Als Kommunalunternehmen mit etwa 1.600 Mitarbeitern schreiben wir ein familienfreundliches Miteinander groß. Mit unseren Häusern in Altötting (Schwerpunktversorgung mit 407 Betten) und in Burghausen (Grund- und Regelversorgung mit 139 Akutbetten und 45 Betten zur geriatrischen Rehabilitation) bilden wir ein vielfältiges Spektrum an moderner Medizin ab – und das in einer überaus ansprechenden Region im oberbayerischen Voralpenland.

Für die Abteilung Anästhesie, Intensivmedizin und Schmerztherapie am Standort Altötting und Burghausen, CA Priv.-Doz. Dr. med. Michael Dolch suchen wir zum nächstmöglichen Zeitpunkt einen

Facharzt bzw. Assistenzarzt m|w|d für die Anästhesiologie, Intensivmedizin und Schmerztherapie

Wir bieten:

- eine strukturierte Einarbeitung
- die Integration in ein kollegiales Team, in dem Interdisziplinarität und Interprofessionalität gelebt werden
- anspruchsvolle und verantwortungsvolle Tätigkeit mit engagierten Kollegen und Gestaltungsmöglichkeiten
- umfassende Weiterbildungsmöglichkeiten für die Anästhesiologie und die spezielle Intensivmedizin
- Förderungen von internen und externen Fortbildungen
- attraktive und geregelte Arbeitszeitmodelle

Wir wünschen uns:

- Teamorientierung und Kooperationsfähigkeit
- ein großes Engagement für das Fachgebiet der Anästhesiologie und Intensivmedizin
- ein abgeschlossenes Studium der Humanmedizin und die ärztliche Approbation

Nähere Auskünfte erteilt Ihnen gerne der Chefarzt der Abteilung für Anästhesie, Intensivmedizin und Schmerztherapie Priv.-Doz. Dr. Michael Dolch,
Tel.: 08671 509 1367

Haben wir Ihr Interesse geweckt? dann lassen Sie uns ihre aussagekräftigen Bewerbungsunterlagen, gerne auch online über unser Bewerberportal, zukommen.



Mitglied im CLINOTEL
Krankenhausverbund

KREISKLINIKEN ALTÖTTING-BURGHAUSEN
Abteilung Personal
Vinzenz-von-Paul-Str. 10 | 84503 Altötting

75 JAHRE KRIEGSENDE

AUFBAU UND AUFBRUCH – STUNDE NULL AN DER LMU

Vor 75 Jahren wurde die LMU von den US-Besatzungstruppen geschlossen. Denn die meisten Dozenten waren Parteigänger des Nationalsozialismus. Allerdings setzte sich bald Pragmatismus bei den Besatzungstruppen durch – auch in der Erkenntnis, dass Universitäten ohne Personal nicht zur demokratischen Umerziehung nützen.

Wenn Münchener in einem Sommer ohne Coronakrise durch den Olympiapark im Norden der Stadt flanieren, sich beim Bier in der Olympiaalm oder auf den angrenzenden Wiesen sonnen, den Ausblick und das schöne Wetter genießen, dann wissen viele von ihnen nicht, dass sie auf Trümmern chillen. Denn der Schutt von Tausenden im Zweiten Weltkrieg zerbombten Gebäuden bildet das Fundament des hügeligen Idylls. Auch die Reste der LMU ruhen hier – vor über 70 Jahren auf Wagen geladen und hergeschafft von jungen Leuten wie Wilhelm Killermann. „Wir mussten ein Semester lang oft mehr als acht Stunden am Tag die Trümmer schaufeln und in den Münchner Norden transportieren“, erinnert sich der heute 90-Jährige. „Es war eine sehr schwere Arbeit, die LMU war ein einziger Schutthaufen. Und immer wieder haben wir in dem Geröll die verwesten Leichen von Bombenopfern gefunden.“ Wilhelm Killermann, bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand Professor für Didaktik der Biologie an seiner Alma Mater, war Mitglied des sogenannten Studentenbaurupps, der nach dem Krieg mithilfe der LMU wieder in einen funktionierenden Zustand zu versetzen. Mit ihm zusammen arbeitete Guido Hartmann, ebenfalls später Professor an der LMU.

80 PROZENT DER LMU-DOZENTEN ENTLASSEN

Dass die Universität schnell wieder ihren Betrieb aufnehmen sollte, lag auch im Interesse der US-Truppen, die München Ende April 1945 besetzt und die Universität einen Monat später zur Entnazifizierung ihres Personals zunächst geschlossen hatten. Hochschulen, wie auch Rundfunk, Zeitungen oder kulturelle Institutionen, galten ihnen jedoch als wichtiges Mittel im Rahmen der sogenannten Reeducation, mit der die Deutschen gleichsam durch sich selbst zur Demokratie finden sollten. Allerdings war das gar nicht so leicht: „Die Wiederaufbaupolitik beziehungsweise die Bemühungen der Reeducation der US-Administration kollidierten mit ihren eigenen Entnazifizierungsbemühungen“, weiß PD Dr. Nicolai Hannig vom Lehrstuhl für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte der LMU (s. Interview Seite 9). Ein klassisches Dilemma, das sich vor allem im Fall der LMU ganz besonders bemerkbar machte: Aufgrund von Verstrickung in das NS-Regime wurden 80 Prozent der LMU-Dozenten entlassen. Allein in der Philosophischen Fakultät mussten 86 von 96 Fakultätsmitgliedern gehen, stark betroffen waren auch die Medizinische und die Juristische Fakultät.

Bei der Enttarnung der Belasteten sahen sich die Besatzer der Herausforderung gegenüber, zunächst Kriterien festzulegen, aufgrund derer jemand aus dem Dienst entfernt werden konnte. Schon bei der Parteimitgliedschaft war das nicht immer trennscharf auszumachen, wenn Betroffene nicht gerade vor 1933 in die NSDAP eingetreten waren. Ab Mai 1937 etwa mussten Beschäftigte des öffentlichen Dienstes Parteimitglied werden, um hier weiterhin arbeiten zu können. Auch konnten junge Leute zum Dienst in der Waffen-SS durchaus eingezogen worden sein.

Dann gab es Hochschullehrer, die zwar nicht Parteimitglied waren, ihre Forschung aber in den Dienst der NS-Ideologie stellten. Hannig verweist in diesem Zusammenhang auf ein Beispiel an der Universität Freiburg: „Dort gab es eine sogenannte Studenten-SA, in die Studierwillige eintreten mussten, um überhaupt studieren zu können. Deswegen findet sich in ihren Spruchkammerakten häufig eine zeitlich befristete SA-Mitgliedschaft.“

Unmittelbar nach dem Krieg war die Arbeit in dem vom Ägyptologen Hans Wolfgang Müller initiierten Baurupp noch freiwillig, 1948, als Wilhelm Killermann an der LMU sein Studium der Biologie, Chemie und Geografie aufnehmen wollte, war sie zur Zulassungsvoraussetzung zum Studium geworden.

◀ Wilhelm Killermann, später Professor an der LMU, als Mitglied des Studentenbaurupps



Mittels Fragebögen sollten Funktionsträger Auskunft darüber geben, ob, und wenn ja, wie sie in das Regime verstrickt waren. Neben biografischen Daten mussten sie alle Mitgliedschaften in NS-Organisationen, Dienstverhältnisse oder etwaige Schriften angeben.

„Dabei konnte man nicht einfach irgendetwas schreiben, weil es – natürlich in gewissen Grenzen – auch nachprüfbar war“, sagt Hannig. Auch hätten die Besatzungstruppen durch emigrierte Wissenschaftler viel über den akademischen Betrieb an deutschen Hoch-



◀ ▼ Ein Trümmerhaufen: Lichthof und Treppenhaus des LMU-Hauptgebäudes



schulen und den Austausch der kulturellen Eliten in Deutschland gewusst. Und mit Hans Loeser war ein US-Offizier mit der Entnazifizierung der LMU betraut, der aus Kassel stammt und als Jude in die USA geflüchtet war. Er konnte Deutsch und kannte die Kultur seiner alten Heimat.

Was ihn bei seiner Arbeit in München besonders erstaunte, war die Beharrlichkeit der Professoren, mit der sie ihre Rolle im NS-Hochschulsystem herunterspielten. Der im Nationalsozialismus hochangesehene Historiker Karl Alexander von Müller war der einzige, der seine Verantwortung eingestand und dem NS-Regime abschwor. Auch trat er sofort als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zurück, er hatte das Amt seit 1944 innegehabt. Die anderen leugneten ihre Rolle, hatten sich „in die apolitische Sphäre der Wissenschaft“ zurückgezogen und waren natürlich zumeist Nazigegner.

Aber Loeser und seine Mitarbeiter – unbelastete Deutsche, ehemalige KZ-Häftlinge, Kirchenangehörige oder politisch Verfolgte – recherchierten alles: Nicht nur Partei- oder Mitgliedschaften in NS-Organisationen, sondern auch die Inhalte von Forschungsvorhaben und -arbeiten: Gab es hier antisemitische Aussagen? War die nationalsozialistische Ideologie hier erkennbar? Das ernüchternde Ergebnis: Die allermeisten Professoren waren auf die ein oder andere Weise in das Regime verstrickt gewesen.

KARRIEREMÖGLICHKEITEN FÜR DIE ZWEITE UND DRITTE REIHE

Ein Beispiel für einen auch wissenschaftlich stark mit der NS-Ideologie verschränkten Wissenschaftler war der Physiker Wilhelm Müller, Nachfolger von Arnold Sommerfeld auf dem Lehrstuhl für Theoretische Physik an der LMU. Müller war Anhänger der „Deutschen Physik“, die im „Dritten Reich“ die moderne Physik verneinte, dem Fach eine rassistische und antisemitische Prägung verlieh und die Forschungsergebnisse von jüdischen Wissenschaftlern negierte, etwa die Allgemeine Relativitätstheorie von Albert Einstein.

Müller, schon von seinem Vorgänger Sommerfeld als „denkbar schlechtester Nachfolger“ eingeschätzt, wurde aufgrund nachgewiesener Linientreue und Verstrickung ins NS-Regime befördert, ein Umstand, der ihn 1945 aber den Job kostete.

Warum haben sich Forscher und kenntnisreiche Akademiker so bereitwillig von dem Regime einspannen lassen und damit eigentlich Menschen, denen man zutrauen sollte, die Folgen des NS-Regimes und deren Tragweite wenigstens ansatzweise zu antizipieren?

„Es spielten sicher auch die Karrieremöglichkeiten für Wissen-

schaftler aus der zweiten oder dritten Reihe ein Rolle“, mutmaßt Nicolai Hannig. „Weil viele jüdische oder politisch nicht opportune Kollegen entlassen worden waren, hatten jene nun Gelegenheit, auf Stellen nachzurücken, auf die sie unter normalen Umständen nicht gelangt wären.“ Zum anderen habe es gerade in den Geisteswissenschaften gewisse thematische Anschlussfähigkeiten gegeben, etwa bei Wissenschaftlern, die in ihrem Werk ohnehin schon antisemitische oder „völkische“ Paradigmen bemühten. So etwa beim Historiker und Schüler von Karl Alexander von Müller, Ulrich Crämer, der Professor an der LMU war. Crämer, selbst Mitglied der SS und Leiter des Rasse- und Siedlungsamtes dieser NS-Organisation, versuchte, gleichsam eine nationalsozialistische Philosophie zu definieren, die auf den Ursprung des deutschen Volkes zurückverweisen wollte mit dem Ziel, diesen im „Volksbewusstsein“ zu verfestigen. Crämers Ziel war es, dieses philosophische Konzept historisch herzuleiten. Er war schließlich auch eines der 86 Mitglieder der philosophischen Fakultät, die auf Anweisung der US-Militäradministration 1945 entlassen wurden. Mehr noch: Im Januar 1946 wurde Crämer verhaftet und in den sogenannten „Automatic Arrest“ des US-amerikanischen Militärsicherheitsdienstes genommen. Grund dafür war auch seine SS-Mitgliedschaft, aus der man eine potenzielle Gefährlichkeit ableitete. Möglicherweise erfolgte diese vergleichsweise späte Inhaftierung aufgrund einer Anzeige – eine weitere Möglichkeit der Besatzungstruppen und ihrer deutschen Vertreter, Belastete des NS-Systems aufzuspüren.

Nach seiner Entlassung aus der Haft etwa eineinhalb Jahre später



▲ Das Hauptgebäude der LMU nach dem Krieg vom heutigen Professor-Huber-Platz aus gesehen

musste Crämer sich der üblichen Entnazifizierung in einem Spruchkammerverfahren unterziehen. Hier schaffte er argumentativ, ein „minderbelastet“ zu erwirken, was aber nichts daran änderte, dass er trotz jahrelanger Anstrengungen nie wieder im akademischen Betrieb Fuß fassen konnte.

So wie Crämer ging es bei Weitem nicht allen in Spruchkammerverfahren Verurteilten: „Die Entnazifizierung erlahmte von Jahr zu Jahr, insbesondere aus pragmatischen Gründen: Man brauchte die Leute und hoffte, dass sie quasi durch die Institution, in der sie wieder arbeiten durften, ‚umerzogen‘ wurden“, sagt Nicolai Hannig. Die Institutionen mussten dringend wieder in Betrieb gehen, um das Dilemma von Reeducation und Entnazifizierung aufzulösen. Aber auch der aufkommende Konflikt zwischen den Großmächten Sowjetunion und USA mit ihren Alliierten beförderte das Umdenken und die zunehmend laxer werdende Verurteilungspraxis im Rahmen der Spruchkammerverfahren – mit der Folge, dass viele in das NS-System verstrickte Wissenschaftler wieder forschen durften.

WIEDERERÖFFNUNG UND NEUANFANG

Schließlich wurde die LMU im Jahr 1946 unter der Ägide des Romanisten Karl Vossler wiedereröffnet. Vossler folgte Albert Rehm, der nach Kriegsende die Leitung der LMU als kommissarischer Rektor übernommen hatte und die Belange der Universität seit ihrer Schließung vertrat und koordinierte; sein Tagebuch aus dieser Zeit ist voll von kurzen, geradezu hektisch wirkenden Einträgen, die einen Einblick geben in das Chaos, dem er sich gegenüber sah: Entlassungen, Ermittlungen gegen belastete Dozenten, Rückführung von Büchern, die Klärung von Versorgungsansprüchen freigestellter Dozenten, Wohnungsanfragen von Universitätsmitgliedern, Auseinandersetzungen mit der Besatzungsadministration et cetera. Der 74-jährige Rehm war nicht zu beneiden um das Amt, das er übernommen hatte. Beide, Vossler und Rehm, waren schon vor 1933 Rektoren der LMU gewesen und galten als unbelastet. Vossler, der zur neuerlichen Leitung der Universität mühselig überredet werden muss-

te – schließlich war auch er bereits 73 Jahre alt –, wurde von den Besatzungsbehörden als Rektor anerkannt, weil er schon während des Naziregimes mit seiner Ablehnung dagegen nicht hinter dem Berg gehalten hatte. Das hatte er mit seiner Zwangsemeritierung aufgrund politischer Unzuverlässigkeit bezahlen müssen.

Die Eröffnung der Universität erfolgte schrittweise – angefangen mit der Theologischen Fakultät nahmen auch alle übrigen Fakultäten sukzessive den Betrieb wieder auf.

Am 23. Juli 1946 schließlich wurde die Wiedereröffnung gefeiert, und es war trotz aller Altlasten ein Neuanfang. Auch was die an der LMU bis dato gepflegte Erinnerungskultur betraf: Noch bis zu ihrer Zerstörung durch amerikanische Bomber waren das Hauptgebäude und insbesondere der Speerträgerbereich – die ehemalige Ehrenhalle – im ersten Obergeschoss Orte fast kultischer Heldenverehrung. Dort steht heute noch die kriegerische Männlichkeit vermittelnde Plastik des Doryphoros oder Speerträgers, der seine Waffe – gleichsam symbolisch – während der Bombenangriffe verlor und auch in dieser Hinsicht als nackter Mann zurückblieb. Um ihn herum war der Raum mit zahlreichen Kriegstotentafeln, stahlhelmbewehrten Jünglingsköpfen und weiteren Reminiszenzen an deutsches Heldentum ausgestattet – auch sie fielen 1944 in Trümmer und wurden von Wilhelm Killermann und seinen Kommilitonen des Studentenbautrupps fortgeschafft.

Noch während des Rektorats Karl Vosslers wurde im Hauptgebäude 1946 eine Tafel zur Erinnerung an andere, an widerständige Menschen enthüllt: für die Mitglieder der Weißen Rose, die ihr Eintreten gegen den Nationalsozialismus drei Jahre zuvor mit dem Leben bezahlt hatten. Die Erinnerung an sie, ihren großen Mut und ihre große Zivilcourage ist bis heute an verschiedenen Orten im Hauptgebäude präsent – als Mahnmal und als zukunftsweisendes Beispiel. ■ cg

A portrait of PD Dr. Nicolai Hannig, a man with dark hair wearing a grey suit jacket over a white shirt, looking slightly to the right. The photo is tilted and has a green circular graphic element in the top right corner.

INTERVIEW MIT PD DR. NICOLAI HANNIG IN MÜNCHEN HERRSCHTE AUSNAHMEZUSTAND

München war zu großen Teilen ein Trümmerhaufen, als es am 30. April 1945 von den US-Amerikanern besetzt wurde. Über die Herausforderungen der unmittelbaren Nachkriegszeit sprach MUM mit dem Historiker PD Dr. Nicolai Hannig, der an der LMU unter anderem zur neueren deutschen und europäischen Geschichte forscht.

MUM: Herr Dr. Hannig, wie war die Situation in München, als die Stadt am 30. April 1945 an die US-amerikanischen Truppen übergeben wurde?

PD Dr. Nicolai Hannig: München war stark zerstört, und gerade die letzten Kriegstage waren durch extreme Opfer an Menschenleben gekennzeichnet: infolge von Kampfhandlungen sowie von Hinrichtungen durch die Nationalsozialisten. Wochenlang lagen zahlreiche Leichen in den Straßen, die niemand entfernte. Es herrschte Chaos, ein absoluter Ausnahmezustand.

MUM: Wie war angesichts des Grades der Zerstörung die Wohnungssituation, vor allem vor dem Hintergrund, dass viele Menschen aus dem Krieg zurückkehrten?

Hannig: Wohnraum war extrem knapp. Nicht nur benötigten die Besatzungstruppen selbst Gebäude – wie etwa das Haus der Kunst, in dem sie ein Offizierskasino mit Basketballfeld eingerichtet hatten. Zudem hatten viele Menschen kein Dach über dem Kopf. Die Zuteilung von Wohnraum erfolgte durch die US-Militärverwaltung. Dabei wurden vor allem solche Bedürftigen bevorzugt, die unter dem Nationalsozialismus als Opfer besonders gelitten hatten – etwa ehemalige KZ-Häftlinge, Juden, die jetzt als sogenannte Displaced Persons untergebracht werden mussten. Die Benachteiligung der einheimischen Bevölkerung stärkte die alten Ressentiments gegen diese, was den Antisemitismus erneut befeuerte.

MUM: Neben den Herausforderungen, etwa der Bereitstellung von Wohnraum, ging es den Besatzungsbehörden auch darum, die Deutschen zu entnazifizieren und ihnen Demokratie gleichsam anzuerziehen. Welche Mittel hatten die Alliierten?

Hannig: In den Spruchkammern, die meistens durch vom Nationalsozialismus unbelastete Deutsche besetzt waren, wurde zumeist auf Basis der von Belasteten ausgefüllten Fragebögen entschieden, in welche der fünf Kategorien, also von „hauptschuldig“ bis zu „entlastet“, eine Person eingeordnet wurde und entsprechende Konsequenzen zu tragen hatte. Strafen konnten neben einer Inhaftierung auch die Aberkennung des Wahlrechts, das Verbot, im Öffentlichen Dienst zu arbeiten und zu studieren, oder die Entziehung der Lehrbefugnis sein.

MUM: Die Spruchkammern wurden häufig als „Mitläuferfabrik“ diffamiert, da zu viele Belastete nicht ihrer Verstrickung ins NS-Regime entsprechend verurteilt wurden. Was ist dran an dieser Kritik?

Hannig: Die Spruchkammern waren eigentlich ein gutes Instrument, Tätern Konsequenzen aufzuzeigen, auch wenn es manchen Beschuldigten etwa durch Beziehungen oder Bekanntschaften zu Mitgliedern der Spruchkammern gelang, mildere Urteile zu erreichen. Eine Art Reinwaschungsinstrument waren sie aber sicher nicht. Es wurden viele harte Urteile gefällt. Dass ihre Durchsetzungskraft schließlich zurückging, hatte andere Gründe – etwa durch die veränderte politische Lage im beginnenden Kalten Krieg und durch die Tatsache, dass man für die Besetzung von Institutionen und für den Wiederaufbau qualifiziertes Personal brauchte. Und das waren eben nicht selten ehemalige Nationalsozialisten.

■ Interview: cg

ZUM KRISENBEWUSSTSEIN DER DEUTSCHEN JUDEN DAMALS UND HEUTE

DIE GEFAHR ERKENNT MAN IMMER ZU SPÄT



▲ Professor Michael Brenner, Inhaber des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte an der LMU, hat die hier in gekürzter Fassung abgedruckte Weiße-Rose-Gedächtnisvorlesung im Januar dieses Jahres gehalten.

Im ersten Flugblatt der Weißen Rose vom 27. Juni 1942 heißt es: „Wenn jeder wartet, bis der andere anfängt, werden die Boten der rächenden Nemesis unaufhaltsam näher und näher rücken, dann wird auch das letzte Opfer sinnlos in den Rachen des unersättlichen Dämons geworfen sein.“ Wann aber ist der Zeitpunkt gekommen, nicht mehr zu warten, sondern zu handeln? Diese Frage werden sich auch die unter dem Zeichen der Weißen Rose Vereinten irgendwann gestellt haben. Sie selbst waren ja fast alle noch Schüler, als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt wurde. Und manche der späteren Widerstandskämpfer standen damals noch im Bann der neuen Bewegung, die gerade junge Menschen so stark anzog. Auch ein Teil von ihnen glaubte anfangs an das Gemeinschaftsideal der nationalsozialistischen Bewegung und schloss sich der Hitlerjugend beziehungsweise dem Bund deutscher Mädel an. „HJ, SA und SS haben uns in den fruchtbarsten Bildungsjahren unseres Lebens zu uniformieren, zu revolutionieren, zu narkotisieren versucht“, sollten sie im sechsten, dem letzten Flugblatt später schreiben. Als zunächst ihre Skepsis, dann ihre Verachtung und schließlich ihr abgrundtiefer Abscheu gegenüber dem neuen Regime heranwuchs, war es zwar nicht zu spät zum Handeln, doch bedeutete ihr Einsatz nun, ihr eigenes Leben aufs Spiel zu setzen. Und tatsächlich bezahlten die führenden Köpfe der Weißen Rose, der moralisch wohl beeindruckendsten Widerstandsgruppe gegen das NS-Regime, das Aussprechen der bitteren Wahrheiten mit ihrem Leben.

In meinen Ausführungen will ich mich der Frage: „Wann erkennt man die Gefahr?“ aus der Perspektive jener Gruppe nähern, die von dem neuen Regime als sichtbarstes kollektives Feindbild gebrandmarkt wurde. Wie haben die deutschen Juden den erstarkenden Antisemitismus nach dem Ersten Weltkrieg sowie den Regimewechsel 1933 wahrgenommen? Haben sie die Gefahr kommen sehen? Haben sie diese zumindest dann erkannt, als die ersten antijüdischen Gewalttaten sichtbar wurden?

Selbstverständlich gab es keine kollektive Wahrnehmung oder gar Meinung unter den deutschen Juden. Die etwa halbe Million jüdischer Deutscher, die 1933 weniger als ein Prozent der deutschen Bevölkerung ausmachte, bestand aus Atheisten und Orthodoxen, aus Assimilierten und Zionisten, aus Städtern und Landbevölkerung, aus seit Jahrhunderten Eingewanderten und vor kurzem Eingewanderten, aus Großindustriellen und Kleinbürgern, aus Konservativen und Sozialisten, aus politisch Wachsamem und Unpolitischem. Eine gemeinsame Gruppe mit einer Ideologie oder einem Glauben bildeten sie immer nur für die Anderen, vor allem für die Antisemiten. Diese hatten sich schon seit Ende des 19. Jahrhunderts einen Platz in der politischen Landschaft des Reichs geschaffen, einige Reichstagsmandate erobert und mehrere größere Organisationen und Parteien erfolgreich unterwandert. Doch erst während und vor allem nach dem Ersten Weltkrieg schlug ihre Stunde. Die Dolchstoßlegende, die die Juden gemeinsam mit den Sozialisten als für die deutsche Niederlage verantwortlich brandmarkte, bildete den Hintergrund zum Aufstieg mehrerer antisemitischer Gruppierungen, von denen die in dieser Stadt begründete nationalsozialistische Bewegung letztlich die wichtigste wurde.

Überhaupt wurde München nach dem Ersten Weltkrieg zum Zentrum des Antisemitismus im Reich. Daher möchte ich meine Ausführungen mit der Atmosphäre im München der frühen Zwanzigerjahre beginnen. Der Wahlmünchner Thomas Mann, der Mitte der Zwanzigerjahre die Verwandlung Münchens von einem Zentrum „heiterer Sinnlichkeit, von Künstlertum“ und „Lebensfreundlichkeit“ zu einer Stadt, die als „Hort der Reaktion, als Sitz aller Verstocktheit und Widerspenstigkeit“ verschrien war, erkannte, bezeichnete sie nun nicht nur als eine „dumme, die eigentlich dumme Stadt“, sondern bedauerte auch, er hätte „mit Kummer sein gesundes und heiteres Blut vergiftet gesehen durch antisemitischen Nationalismus.“ Und bereits im Sommer 1923 hatte Thomas Mann in einem Artikel für eine amerikanische Zeitschrift München als „die Stadt Hitlers“ bezeichnet.

Tatsächlich hatte „die schöne, behagliche Stadt“ in den Worten des Ur-Münchener Lion Feuchtwanger früher einmal „die besten Köpfe des Reichs angezogen. Wie kam es, daß die jetzt fort waren, daß an ihrer

Stelle alles, was faul und schlecht war im Reich und sich anderswo nicht halten konnte, magisch angezogen nach München flüchtete?“ Wie kam es, kann man weiterfragen, dass hier jüdische Bürger auf der Straße zusammengeschlagen wurden, die Rede von Pogromen die Runde machte, Juden osteuropäischer Herkunft von der Ausweisung bedroht waren, ja nicht einmal der in Berlin so erfolgreich angelaufene Historienfilm „Nathan der Weise“ in Münchener Kinos gezeigt werden konnte und der Chemienobelpreisträger Richard Willstätter wegen der antisemitischen Berufungspolitik der LMU seine Professur vorzeitig aufgab? Wie kam es zu alledem, lange bevor Hitler an der Macht war?

Ich habe versucht, diese Entwicklung ausführlich in meinem Buch *Der lange Schatten der Revolution* zu beschreiben. Hier möchte ich nur der Frage nachgehen: Haben die Münchner Juden denn zu Beginn der Zwanzigerjahre erkannt, welche Gefahr ihnen drohte? Um es ganz klar zu fassen: Ihre bedrohliche Situation konnte den Münchener Juden nicht verborgen bleiben. Sie wurden kollektiv für die Revolution und die folgenden Räterepubliken verantwortlich gemacht, sie mussten in ihrer Gesamtheit für die Eisners und Landauers, Mühsams und Tollers haften. Doch ging die antisemitische Propaganda weitaus tiefer, als sie nur für den Umsturz, den ja die meisten von ihnen abgelehnt hatten, verantwortlich zu machen. Vor allem in der rechtsnationalen, aber auch der klerikalen Presse waren sie Drückeberger und Kriegsgewinnler, Fremdeindringlinge und natürlich Ungläubige. Die *Allgemeine Zeitung des Judentums* spricht bereits im November 1918 von einer „Pogromstimmung, was man bisher in Deutschland seit Jahrhunderten nicht kannte.“ Der Münchener Orientalist Karl Süßheim notierte in sein Tagebuch (das er im Übrigen auf Arabisch schrieb): „Die Münchener Juden haben ganz klar Angst vor Pogromen. Weil Eisner von Geburt her Jude ist, ist ein Teil der Münchner Bevölkerung gegen ihn und gegen die Juden überhaupt aufgebracht.“

Die Münchener Juden verschlossen mit Beginn der antijüdischen Agitation nach dem Aufstieg der neuen nationalsozialistischen Bedrohung durchaus nicht die Augen vor der neuen Gefahr. Im Oktober 1920 begab sich Rabbiner Leo Baerwald in die Höhle des Löwen. Gemeinsam mit fünf jüdischen Begleitern besuchte er eine NSDAP-Versammlung, in der die jüdische Religion und insbesondere der Talmud verleumdet wurden. Der Rabbiner wollte der Verleumdung mit Argumenten entgegen und Fakten anbringen. Man ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern übertönte seine Ausführungen mit Gebrüll. Seine Begleiter wurden mit Gummiknüppeln misshandelt und die Treppe hinuntergestoßen. Wenige Tage später wurde der bekannte Sexualforscher Magnus Hirschfeld auf einer Vortragsreise in München mit Knüppelschlägen auf der Straße bewusstlos geschlagen. All dies wohlgermerkt im Jahre 1920!

„Wann aber ist der Zeitpunkt gekommen, nicht mehr zu warten, sondern zu handeln?“

Zumeist sind es Berichte aus der Rückschau, die wir besitzen, und die – oftmals viele Jahre später verfasst – nun davon ausgehen, man hätte die Gefahr damals schon wahrgenommen. Aus der Rückschau der Ärztin Rahel Straus etwa hatten die Beunruhigung und Erbitterung in der Zeit von Revolution und Gegenrevolution einen dunklen Schatten auf das Leben der Münchener Juden geworfen, der niemals wieder zur Gänze verschwand: „Das Leben ebte in sein normales Bett zurück, und doch war es nicht mehr wie zuvor, und wurde auch nie mehr so. Es hatte ja immer Antisemitismus gegeben, mehr oder weniger laut, mehr oder weniger aggressiv. Nun war die Stimmung gegen die Juden allgemein. Man hatte Unruhen erlebt, bei denen Juden – viel zu viel Juden, für Böswillige nur Juden – an der Spitze standen... Was Wunder, daß man in allen Juden Umstürzler, Kommunisten, Terroristen sah. Man übersah, vielleicht aus Unkenntnis, vielleicht aus bösem Willen, daß die Mehrzahl der Juden kapitalistisch eingestellte, sehr ordnungsliebende Bürger waren, für die die kommunistische Revolution ein größeres Schreckgespenst war, als für den deutschen Arbeiter und Kleinbürger.“ Der achtzigjährige Kantor der jüdischen Gemeinde, Emanuel Kirschner, schrieb in seinen Memoiren über diese Nachkriegszeit kurz vor seinem Tod 1938: „Aber es war ein Unglück und der Anfang der jüdischen Katastrophe, deren entsetzliches Ende wir noch miterleben. Und es ist nicht so, daß wir das erst heute wissen, wir haben es damals schon gewußt und ausgesprochen.“

Doch sind diese Berichte eben auch gezeichnet durch die späteren Erfahrungen aus der Zeit nach 1933. Der Literaturwissenschaftler André Bernstein prägte den Begriff des „historical backshadowing“. Die nachfolgenden Ereignisse werfen sozusagen ihre Schatten nach hinten aus und beeinflussen unsere Beurteilung der zurückliegenden Ereignisse. Denn der Gang der zukünftigen Ereignisse verläuft ja keineswegs zwangsläufig. Stellen wir uns ruhig einen Moment lang vor: Wären nicht Kurt Eisner und Walther Rathenau Attentaten zum Opfer gefallen, sondern Adolf Hitler beim Putschversuch im November 1923 erschossen worden, so wäre vielleicht – keiner weiß es genau – die nationalsozialistische Bewegung eine kurze Episode der Nachkriegszeit geblieben. Hätte es kein 1933 in der deutschen Geschichte gegeben, dann würden wir aus der Rückschau die Geschichte der Zwanzigerjahre völlig anders bewerten – auch wenn diese natürlich nachträglich nicht anders verlaufen wäre. Ich möchte hier keine kontrafaktische Geschichtsschreibung betreiben – doch ist für die Zeitgenossen eben nie klar, welchen weiteren Lauf die Geschichte nehmen wird. Es sind immer mehrere Wege denkbar. Erst nach 1933 war klar, dass die politischen Morde an Eisner, Rathenau und vielen anderen einen Weg einleiteten, der im Untergang der Weimarer Republik enden sollte. Doch 1924 oder 1928 glaubten viele daran, dass es sich um eine Krise der Republik handelte, aus der man

wieder herausfinden würde – oder gar schon herausgefunden hatte.

Auch die deutschen Juden der Weimarer Jahre hegten diese Hoffnung. Die überwiegende Mehrheit war davon überzeugt, dass sie sich in dem Land, in dem viele ihrer Vorfahren seit Jahrhunderten lebten, nicht fremd oder bedroht fühlen müssten, dass der Schrecken des Antisemitismus vorübergehen würde. Viele behaupteten stolz, es lebten bereits zur Römerzeit Juden an Rhein und Donau, noch bevor sich das Christentum hier ausgebreitet hatte. Und sie sollten nun beweisen müssen, dass sie echte Deutsche seien? Gewiss, der Antisemitismus dieser Jahre war nicht zu übersehen, aber gleichzeitig nahmen sie nun auch wahr, dass ihnen Türen geöffnet wurden, die ihnen im Kaiserreich noch verschlossen waren: Sie konnten nun eben tatsächlich Minister werden wie Walther Rathenau, Präsident einer Universität wie der Philosoph Ernst Cassirer in Hamburg oder auch Präsident der Akademie der Künste in Preußen wie der Maler Max Liebermann. Die Weimarer Zeit war eine Zeit der Chancen wie auch der Gefahren für die deutschen Juden. Welche dieser beiden sich als größer und letztlich entscheidend erweisen würde, konnte vor 1933 niemand wissen.

Eine Zeit der Chancen nicht nur für die sogenannten assimilierten Juden, sondern auch für die Orthodoxen, die oftmals deutsch und bayerisch patriotisch dachten und in Bayern ganz offen zur Wahl der katholischen Bayerischen Volkspartei aufriefen. Und vergessen wir nicht, dass auch die meisten Zionisten im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hatten und vor allem den armen und verfolgten Juden Osteuropas helfen wollten, sich aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien. Selbst nach Palästina zu emigrieren – das hatten vor 1933 die wenigsten der deutschen Zionisten in ihr Lebensprogramm aufgenommen.

Natürlich gab es Ausnahmen, wie etwa jenen Gerhard Scholem, der 1922 in München seine Dissertation ablegte und danach in Jerusalem als Gershom Scholem der Begründer der modernen Erforschung der jüdischen Mystik und später der wohl bedeutendste Intellektuelle des jungen Staates Israel wurde. Scholem warf den deutschen Juden aus der Rückschau vor, sie seien blind gewesen, sie hätten sich eine deutsch-jüdische Symbiose vorgegaukelt, die in der Realität aber eine sehr einseitige Angelegenheit gewesen sei. Scholem war einer der ganz wenigen deutschen Zionisten, die tatsächlich schon in den Zwanzigerjahren Deutschland verließen.

Aus Jerusalem bemerkte Scholem später zur Blindheit der Münchener Juden gegenüber dem Aufstieg des Nationalsozialismus: „Natürlich hatte ich Gelegenheit, den aufkommenden Nationalsozialismus an der Universität von nahe kennenzulernen. Die Atmosphäre in der Stadt war unerträglich und der Antisemitismus – meist noch in den konservativen Formen eines groben Bayerntums – war offensichtlich, was heute oft übersehen und in gedämpfteren Farben dargestellt wird, als es wirklich war. Unübersehbar waren die riesigen blutroten Plakate mit dem nicht weniger blutrünstigen Text, die zu den Reden Hitlers einluden...Aber es war doch erschreckend, die Blindheit der Juden, die von alledem nichts wissen und nichts sehen wollten, wahrzunehmen. Sie hielten das alles für eine vorübergehende Erscheinung. Das belastete meine Beziehung zu Münchener Juden sehr, da sie außerordentlich kribbelig und böse wurden, wenn man die Rede darauf brachte.“

Heute wissen wir aus der Rückschau: Scholem hatte recht – und die meisten Münchener Juden hatten sich getäuscht. Aber konnte man das 1923, als er Deutschland verließ, wirklich wissen? Selbst Scholem ahnte ja nicht das Ausmaß der Katastrophe, als Hitler dann zehn Jahre später wirklich an die Macht kam. Am 5. April 1933 schrieb er seiner Mutter unter Bezug auf die Vertreibung der Juden aus Spanien

am Ausgang des Mittelalters, dass Hitler wohl etwas ganz Ähnliches beabsichtige: die Juden zu vertreiben. Man konnte sich ja nur auf historische Präzedenzfälle berufen. Für eine systematische Ermordung aller Juden reichte auch bei einem solch pessimistischen Beobachter wie Scholem die Einbildungskraft nicht aus.

Andere malten, auch schon frühzeitig, den möglichen kommenden Schrecken in der Form einer literarischen Fiktion an die Wand. Bereits elf Jahre bevor Hitler an die Macht kam hatte der Wiener Schriftsteller Hugo Bettauer seinen „Roman von übermorgen“ *Die Stadt ohne Juden* veröffentlicht. Daraus wurde wenig später ein erfolgreicher Stummfilm und 1925 ein Remake des Berliner Reiseschriftstellers Artur Landsberger, der wiederum die Schreckensvision eines Berlin ohne Juden entwarf. Eine Schreckensvision für die Juden auf der einen Seite: 97 ältere deutsch-jüdische Patrioten, die darauf bestehen, in deutscher Erde bestattet zu werden, scheiden in Landsbergers Berlin freiwillig aus dem Leben; gleichzeitig ergießt sich ein Strom hunderttausender von Emigranten über Deutschlands Grenzen. Eine Schreckensvision aber auch für die zurückgebliebene deutsche Bevölkerung. Während das kulturelle und wirtschaftliche Leben in anderen europäischen Zentren aufblüht, heißt es in Berichten über die Reichshauptstadt: „Berlin ist tot.“ Rechtsanwälte und Ärzte waren kaum noch aufzufinden, die Börse stand leer, Herr und Frau Adlon begrüßten persönlich jeden Hotelgast, und Reisende, die aus der Bahnhofshalle nach einem Taxi Ausschau hielten, fanden lediglich „eine Droschke mit zerlumptem Kutscher und einem Pferd, dem die Rippen zentimeterhoch herausstanden.“ Ganz ähnlich in Bettauers Wien, wo die bäuerliche Bevölkerung die Stadt erobert hat, Loden zur großen Mode wird, die Gäste sich im Hotel Imperial in der Badewanne ihre Jägerwäse waschen und die Börse zusammenbricht. „In den Schauspielhäusern wird ununterbrochen Ganghofer und Anzengruber gespielt.“

Ganghofer und Anzengruber zu spielen - dies war das Schlimmste, was die beiden Schriftsteller sich im Falle einer antisemitischen Herrschaft vorstellen konnten. So verwundert es kaum, dass beiden Romanen ein Happy End aufgesetzt ist. Die Not und Verzweiflung über den Verlust der jüdischen Bevölkerung ist in Wien wie auch in Berlin sehr bald so groß, dass man die Vertriebenen am Ende verzweifelt zurückruft. Dass wenige Jahre später Wien und Berlin in der Tat Städte ohne Juden werden sollten und dass diese nicht nur vertrieben, sondern erschossen, erschlagen und vergast werden sollten, konnten sich die Autoren dieser dystopischen Romane in ihrer ärgsten Schreckensvision nicht vorstellen. Dabei war dem Leben der Autoren der beiden Werke, die Wien und Berlin selbst nicht verließen, kein Happy End beschied. Bettauer wurde schon 1925 von einem Rechtsextremisten in Wien ermordet. Und Landsberger setzte, so wie er es acht Jahre zuvor am Beispiel von 97 deutschen Staatsbürgern jüdischen Glaubens in seinem Buch beschrieben hatte, noch 1933 seinem Leben selbst ein Ende.

Eine weitere fiktive Schreckensvorausschau veröffentlichte unter dem Pseudonym Kaspar Hauser der Satiriker Kurt Tucholsky in der linken Zeitschrift *Die Weltbühne*. Im letzten der sechzehn Aufsätze über seinen „Herrn Wendriner“, der das auch von den Antisemiten geprägte Abbild des gehetzten, egozentrischen, materialistischen deutschen Juden darstellte, erzählt Tucholsky im Jahre 1930, wie dieser seinen Frieden mit einer – damals noch fiktiven – Nazidiktatur macht. Herr Wendriner, im Besitz einer „gelben Karte“, ist sich seiner Immunität als „Schutzbürger“ sicher und begrüßt die Disziplin, die das neue Regime eingeführt hat, während er an dem Antisemitismus, der sich gegen die Ostjuden richtet, nichts auszusetzen findet. Tucholsky konnte sich als schlimmste Verfolgungsmaßnahme gegen die deutschen Juden nur die Einführung einer „gelben Karte“ vorstellen, während

„Selbst Scholem ahnte ja nicht das Ausmaß der Katastrophe, als Hitler dann zehn Jahre später wirklich an die Macht kam.“

der eigentliche Antisemitismus sich an den Juden osteuropäischer Herkunft austobte.

Bereits in den Jahren vor 1933, als eine mögliche nationalsozialistische Herrschaft nicht mehr wie ferne Zukunftsmusik klang, entwarfen deutsche Juden aber durchaus konkrete Abwehrstrategien, die nicht auf Kosten der osteuropäischen Juden oder der Zionisten und Marxisten gingen, sondern sich an den Autonomiekonzepten in Osteuropa orientierten. Damit waren sie bereit, auf gewisse individuelle Rechte zu verzichten, wenn sie den korporativen Status einer rechtlich autonomen, notfalls auf niedrigerer Ebene stehenden Gemeinschaft erhielten.

So überraschte im Mai 1932 der Stuttgarter jüdische Rechtsanwalt und Schriftsteller Karl Lieblich die jüdische Öffentlichkeit, indem er als Anhang an einen Vortrag mit dem Thema „Was geschieht mit den Juden“ eine „Öffentliche Frage an Adolf Hitler“ richtete. Lieblich appellierte an den Führer der sich zu diesem Zeitpunkt noch in der Opposition befindenden Nationalsozialisten, bei der Schaffung einer jüdischen Autonomie in Deutschland mitzuhelfen. Lieblich war nicht der einzige Verfechter einer jüdischen Autonomieregelung in den letzten Jahren der Weimarer Republik. Diese Lösung wurde auch von dem Heidelberger Richter Hugo Marx gefordert. Es gab also durchaus deutsche Juden, die bereits vor dem 30. Januar 1933 eine heranziehende Gefahr erkannt hatten. Sie schmückten sie entweder in fiktionaler Weise aus, wie Bettauer, Landsberger und Tucholsky, oder dachten über ganz konkrete Antworten nach, wie sie etwa einen Teil ihrer Bürgerrechte aufgeben und sich als nationale Minderheit neu organisieren würden.

Andere planten bereits seit Anfang der Dreißigerjahre eine mögliche Flucht aus Deutschland. So entschieden die führenden Köpfe des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, Max Horkheimer, Leo Löwenthal und Friedrich Pollock, einen Tag nach den Reichstagswahlen vom September 1930, für den Notfall eine Zweigstelle des Instituts in Genf einzurichten. Als Hitler dann aber über zwei Jahre später wirklich an die Macht kam, waren zwar wichtige Vorbereitungen zur Verlagerung des Instituts getroffen, doch die politische Veränderung traf sie überraschend, wie der Biograph Friedrich Pollocks, Philipp Lenhard, schildert: „Trotz aller düsteren Vorahnungen und klugen Vorsichtsmaßnahmen waren Pollock und seine Kollegen enturzelt, ausgestoßen und erniedrigt; trotz aller provisorisch geschaffenen Handlungsoptionen standen sie dem Sturm, der ihnen entgegenblies, weitgehend ohnmächtig gegenüber. „Was die Nationalsozialisten wirklich mit den Juden planen würden, konnten sie nicht wissen, denn diese wussten es 1933 ja selbst noch nicht genau.“

Dass sie überhaupt an die Macht gelangen konnten, blieb selbst für viele der mit dem politischen System am besten vertrauten Vertreter des deutschen Judentums noch bis zum letzten Moment unvorstellbar. Der ehemalige Staatssekretär ins Reichsfinanzministerium Hans Schäffer etwa notierte bereits nach den Septemberwahlen 1932 in sein Tagebuch, der Verlust an Wählerstimmen der Nazis sei nun „der Anfang vom Ende“ des nationalsozialistischen Erfolgs. Einen Tag vor Hitlers Ernennung zitierte er voller Zuversicht Reichskanzler Schleicher mit den Worten, „wir brauchen gar keine Bedenken haben. Die Reichswehr werde Hitler als Kanzler nicht anerkennen. Wenn Hitler Gewalt anwenden wollte, so sei auf das Reiterregiment in Potsdam, das in Bereitschaft liege, voller Verlaß.“

Es mutet gespenstisch an, wenn man sich heute in Erinnerung ruft, dass eine Woche vor der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler das erste größere jüdische Museum Deutschlands in Berlin in der Oranienburger Straße in einer feierlichen Zeremonie eröffnet wurde.

Aus heutiger Sicht liest es sich eher wie ein Nachruf auf eine einstmals lebendige deutsch-jüdische Kultur, wie am 2. März 1933 eine preußische Regierungsdelegation ihre Begeisterung über den Reichtum der im Museum zusammengetragenen jüdischen Kunstgegenstände zum Ausdruck brachte. Nur wenige Straßenzüge entfernt waren die Überreste des in Schutt und Asche gelegten Reichstags zu sehen, und drei Tage später sollte Hitler als Sieger aus den letzten noch halbwegs demokratisch abgehaltenen Wahlen hervorgehen.

Wie reagierten nun die unterschiedlichen Richtungen im deutschen Judentum auf die Ernennung eines bekennenden Antisemiten zum Reichskanzler? Die führenden Zeitungen der deutschen Juden suchten in dieser Zeit extremer Beunruhigung zunächst einmal ihre Leser zu beruhigen. Jede Gruppe tat dies auf ihre eigene Weise. In der liberalen Zeitung *C-V.-Zeitung* des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens wird am 2. Februar 1933 vor allem dies gefordert: „Auch in dieser Zeit werden die deutschen Juden ihre Ruhe nicht verlieren, die ihnen das Bewußtsein untrennbarer Verbundenheit mit allem wirklich Deutschen gibt.“ Eine Woche später beruft man sich auf den Reichspräsidenten, der die Rechte der Juden gewiss garantieren werde. Und noch im April 1933 erklärt die geistige Autorität im deutschen Judentum, Rabbiner Leo Baeck, öffentlich: „Wir Juden hegen den ehrlichen Wunsch und die ehrliche Hoffnung, daß wir in Ruhe auch unser Verhältnis zu den neuen Herren in Deutschland aufrichtig werden gestalten können.“

Auch im orthodoxen Lager hieß zunächst die Parole „Ruhig abwarten!“ So formulierte es die orthodoxe Zeitung *Der Israelit* drei Tage nach Hitlers Ernennung zum Kanzler. Hier ist es weniger Reichspräsident Hindenburg als die katholische Zentrumsparterie, auf die man als Verbündete setzt. Letztlich sieht man die Ereignisse als von Gott gegeben und nur als von Gott zu lösen an. Die in der jüdischen Tradition verankerte Verpflichtung, sich loyal gegenüber dem Staat zu erweisen, bestehe weiterhin, heißt es noch am 23. März 1933: „Es ist eine bindende Ordnung des Gottesgesetzes, daß der Jude sich der... Loyalität dem Staate und seinen Organen gegenüber befleißigt.“ Die orthodoxen Rabbinerverbände Deutschlands veröffentlichten im April 1933 eine Erklärung, die besagt: „Wer an einen Sinn in der jüdischen Geschichte überhaupt glaubt, kann in diesen schweren Prüfungen nicht einen Zufall erblicken. Nur eine höhere Fügung kann es gewesen sein, die in einer harten Sprache zu uns spricht, um durch Heldenmut in Leid und Kummer uns auf eine höhere Stufe sittlich-religiösen Menschentums emporzuheben.“ Diesen „Fingerzeig Gottes“ gelte es zu beachten, denn die Antwort auf diese Prüfung bedeute für die Mehrheit der deutschen Juden, den Weg zurück zur Religion zu finden, und ganz konkret: wieder den Sabbat zu heiligen und die Speisegesetze zu befolgen.

Die Zionisten wiederum sahen sich in ihrer grundsätzlichen Ablehnung der Möglichkeit der jüdischen Existenz in der Diaspora (Galut) bestätigt. In der *Jüdischen Rundschau* schreiben sie: „Die zionistische Erkenntnis, daß im Galuth ein normales Leben nicht möglich ist, hat sich furchtbar bewahrheitet.“ Doch die Konsequenz der Zionisten lautete nicht unbedingt sofortige Auswanderung, sondern Stärkung des jüdischen Bewusstseins in der Diaspora. Die wohl berühmteste Überschrift der jüdischen Presse in dieser Zeit wurde nach dem Boykott jüdischer Geschäfte im April 1933 in der *Jüdischen Rundschau* abgedruckt und lautete: „Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!“

In der Tat ist eine Rückbesinnung aufs Judentum nun häufig zu beobachten. Symptomatisch dafür mag man nennen, wie sich am 25. Juli 1933 der Komponist Arnold Schönberg, der 1898 in Wien zum

Protestantismus konvertiert war, in Paris in eine liberale Synagoge begab und den Rabbiner Louis Germain Levy bat, wieder ins Judentum aufgenommen zu werden. Als Zeugen hatte er Marc Chagall und David Marianoff mitgebracht, den Schwiegersohn Albert Einsteins. Einstein selbst war bereits am 28. März aus der Preußischen Akademie der Wissenschaften ausgetreten, woraufhin diese klarstellte, dass sie seinen Schritt nicht im geringsten bedaure. Eine Woche später schrieb Einstein an die Bayerische Akademie der Wissenschaften: „Die deutschen gelehrten Gesellschaften haben – so viel mir bekannt ist – es schweigend hingenommen, daß ein nicht unerheblicher Teil der deutschen Gelehrten und Studenten sowie der aufgrund einer akademischen Ausbildung Berufstätigen ihrer Arbeitsmöglichkeit und ihres Lebensunterhalts beraubt wird. Einer Gesellschaft, die – wenn auch unter äußerem Druck – eine solche Haltung einnimmt, möchte ich nicht angehören.“

Am 8. Juni 1933 fasste der Maler Max Liebermann in einem Brief an den hebräischen Dichter Chajim Nachman Bialik und den Tel Aviver Bürgermeister Meir Dizengoff die Gefühle vieler deutscher Juden zusammen: „Wie ein furchtbarer Alpdruck lastet die Aufhebung der Gleichberechtigung auf uns allen, besonders aber auf den Juden, die, wie ich, sich im Traume der Assimilation hingegeben hatten. ... So schwer es mir auch wurde, ich bin aus dem Traume, den ich mein langes Leben geträumt habe, erwacht.“

Doch war es denn sein Leben lang wirklich nur ein Traum? Wann erkennen wir, was Wirklichkeit und was Traum ist? Erst nachdem man aufwacht. Immer wieder heißt es heute: „Wehret den Anfängen“ – doch erkennt man die Anfänge nicht immer erst dann, wenn es bereits nicht mehr die Anfänge sind?

Wann aber war das Maß voll? Als es am 1. April 1933 zum Boykott jüdischer Geschäfte kam? Als infolge des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums am 7. April zunächst die jüdischen Beamten, dann auch Arbeiter und Angestellte bei den Behörden und jüdische Honorarprofessoren, Privatdozenten und Notare entlassen wurden? Als ab dem 22. April jüdische Ärzte nicht mehr für Krankenkassen arbeiten durften? Als am 25. April ein Numerus clausus für jüdische Studierende eingeführt wurde? Als am 10. Mai die Bücher jüdischer und regimfeindlicher Autoren brannten?

Immerhin: Etwa 37.000 Juden verließen Deutschland noch im Jahre 1933. Dies waren zwar nur etwa sieben Prozent der deutsch-jüdischen Bevölkerung, und in den Nachfolgejahren bis 1938 sollten es noch weniger werden. Aber man muss sich vor Augen halten, welch radikale Entscheidung eine Emigration darstellt: den Bruch mit Familie, Freunden und Kollegen, die berufliche Ungewissheit und oftmals im wörtlichen Sinne die Sprachlosigkeit. Dagegen stand die Hoffnung, dass alles rasch vergehen würde, dass der Spuk Hitler verschwinden oder dass man zumindest mit eingeschränkten Rechten in Deutschland weiterleben könnte. Irgendwie werde man sich schon arrangieren können, so war die durchgängige Meinung.

Für die in Deutschland verbliebenen Juden wurde der Bewegungsspielraum in den Jahren danach immer enger. Vor allem im Jahr 1938 verbannten immer neue Gesetze sie in ein gesellschaftliches, kulturelles und wirtschaftliches Ghetto, bis dann im November auch die lebensbedrohliche Gefahr den meisten von ihnen bewusst wurde. Wer es schaffte, verließ Deutschland bis zum Kriegsausbruch; wer danach noch blieb, hatte kaum noch Chancen aufs Überleben.

Als Hans Scholl und Alexander Schmorell im Juni 1942 ihr erstes Flugblatt verfassten, waren die Massenmorde in den Vernichtungslagern

Belzec und Sobibor bereits in vollem Gange, das Krakauer Ghetto wurde abgeriegelt, und die Transporte aus dem Warschauer Ghetto nach Treblinka sollten bald danach beginnen. Das von Gerhart Riegner, dem Vertreter des Jüdischen Weltkongresses in der Schweiz, in den Westen geleitete Telegramm mit ersten Einzelheiten über die Massenvernichtung stieß auf Desinteresse. Die Gefahr konnte nun gewiss nicht mehr verkannt werden, doch was konnte man jetzt noch tun? Die im Reich verbliebenen Juden waren völlig recht- und auch mittellos geworden, halb Europa stand unter nationalsozialistischer Herrschaft oder war mit dem NS-Regime verbündet, und die Alliierten hatten alle Hände voll zu tun, nicht selbst Opfer des „unersättlichen Dämons“, wie es in dem Flugblatt hieß, zu werden.

Nun war es zu spät: Zu spät, um den Massenmord an anderen aufzuhalten, aber auch, um sich selbst zu helfen, wie es Pfarrer Martin Niemöller in einem Zitat, das man eigentlich nicht oft genug wiederholen kann, ausdrückte:

„Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Kommunist.

Als sie die Sozialdemokraten einsperrten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Sozialdemokrat.

Als sie die Gewerkschafter holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Gewerkschafter.

Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte.“

Die Juden kamen interessanterweise in seinem Originalzitat nicht vor. Für diese war es in Europa seit Langem zu spät geworden. Als der braune Spuk am 8. Mai 1945 sich nach qualvoll langen zwölf Jahren endlich auflöste, waren zwei Drittel der europäischen Juden ermordet worden. Bereits im zweiten Flugblatt der Weißen Rose vom Juli 1942 lautete das hellsichtige Urteil: „Hier sehen wir das fürchterlichste Verbrechen an der Würde des Menschen, ein Verbrechen, dem sich kein ähnliches in der ganzen Menschengeschichte an die Seite stellen kann.“ Es sollte Jahrzehnte dauern, bis Historiker dieses Urteil in ihren einschlägigen Werken bestätigen sollten.

Ein kleiner Rest der europäischen Juden hatte überlebt. Unter ihnen waren auch meine Eltern. Mein Vater wurde am 8. Mai 1945 in Walden-

burg, einem Außenlager des KZ Groß-Rosen, nach über fünf Jahren in zahlreichen Ghettos und Konzentrationslagern von der Roten Armee befreit. Seine Eltern und der Großteil seiner Familie hatten nicht überlebt. Meine Mutter wurde am gleichen Tag zusammen mit ihren Eltern ebenfalls von Soldaten der Sowjetarmee aus ihrem Versteck in Dresden befreit. Nach mehreren Jahren Zwangsarbeit hatte sie sich während des Bombenangriffs auf Dresden den gelben Stern, den sie dreieinhalb Jahre lang getragen hatte, von der Kleidung gerissen, um der zwei Tage später geplanten Deportation nach Theresienstadt zu entgehen. Auch sie und ihre Eltern hatten während der Dreißigerjahre gemeint, der braune Spuk werde doch vorübergehen – und sie waren in Deutschland geblieben.

Gemeinsam mit weniger als 30.000 anderen jüdischen Überlebenden und Rückkehrern aus dem Exil – einer winzigen Minderheit von 0,05 Prozent der Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik – trugen sie dazu bei, die kleine jüdische Gemeinschaft in Deutschland wiederzubegründen. Ich weiß nicht, ob sie langfristig planten oder tatsächlich nur eine vorübergehende Existenz in dem Land, von dem die Vernichtung ihrer Familien ausging, im Auge hatten. Niemand wusste das wohl damals so genau. Doch je länger sie blieben, umso mehr Hoffnung setzten sie auf einen Neuanfang in Deutschland. Sie nahmen wahr, wie der in den ersten Jahrzehnten nach Kriegsende noch so schwierige Umgang mit der jüngsten Geschichte ab den Siebzigerjahren einem ernsthaften

„Je länger sie blieben, umso mehr Hoffnung setzten sie auf einen Neuanfang in Deutschland.“

Versuch Platz machte, sich der Vergangenheit zu stellen. Sie halfen mit, die nach dem Mauerfall 1989 ins Land kommenden jüdischen Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion in Deutschland zu integrieren. Sie sahen die Eröffnung jüdischer Museen und neuer Synagogen wie auch des Mahnmals für die ermordeten Juden zu Beginn der 2000er-Jahre als Zeichen für eine bessere Zukunft.

Die Juden in Deutschland haben auch nach dem Schrecken des Holocaust an eine Zukunft in diesem Land geglaubt: Sie haben Synagogen und Gemeindezentren errichtet, jüdische Schulen und Kindergärten gebaut, zur Kultur und Politik dieses Landes wichtige Beiträge geleistet. Die Zuversicht ist heute einer Skepsis gewichen, der selbst eingefleischte Optimisten wie ich wenig entgegensetzen können. Ich brauche hier nicht zu wiederholen, was in den letzten Jahren alles passiert ist. Beileibe nicht nur in Deutschland, sondern auch in Europa und den USA. Doch in Deutschland hat ein Wiederaufleben des Antisemitismus aufgrund unserer Geschichte nun einmal eine andere Qualität. Das ist gemeint, wenn man davon spricht, dass Deutsche eine besondere historische Verantwortung haben. Diese Verantwortung bedeutet eben nicht nur, dies, was hier geschehen ist, in Erinnerung zu behalten, sondern auch, jegliche neue Hetze in irgendeiner Form und gegenüber irgendeiner Minderheit – Juden, Muslime, Ausländer – im Keime zu ersticken.

Mittlerweile hat dieser Keim aber Knospen getrieben, hässliche Knospen, braune Knospen. Wenn 75 Jahre nach Auschwitz Juden, oder diejenigen, die dafür gehalten werden, auf der Straße beschimpft, bespuckt oder geschlagen werden; wenn der Zentralratspräsident und der Antisemitismusbeauftragte der Bundesrepublik zu dem Ergebnis kommen, man könne in bestimmten Gegenden nicht zum Tragen einer Kippa raten; wenn das Wort „Jude“ in Schulklassen und Fußballstadien als beliebtestes Schimpfwort gilt; wenn eine Partei, deren Vorsitzender den Nationalsozialismus als „Vogelschiss in unserer über 1000-jährigen Geschichte“ bezeichnet, in manchen Bundesländern jede vierte Wählerstimme erhält; wenn ein Massaker gegen Betende in einer Synagoge nur durch das wunderhafte Standhalten einer Holztüre verhindert wird; wenn Israelkritik in antisemitische Karikaturen umschlägt – tja, dann müssen wir uns fragen: Was haben wir eigentlich aus der Geschichte gelernt? Und ich gebe gerne zu: als Historiker ist diese Frage besonders bitter.

Etwas ist heute doch anders als damals, als 1923 oder 1933, etwas ganz Entscheidendes. Wir wissen heute, nach Auschwitz, wohin Rassenhetze und Antisemitismus führen können. Und noch etwas ist anders: Im Gegensatz zu den Zwanziger- und Dreißigerjahren besteht heute ein jüdischer Staat. Auch wenn wir mit der Politik Israels nicht immer einverstanden sind: die Existenz dieses Staates, der zum Refugium von Hunderttausenden von Holocaust-Überlebenden wurde, ist auch eine Rückversicherung für Millionen Juden in anderen Teilen der Welt.

Doch zurück nach Deutschland. Die wenigen Juden, die zum Wiederaufbau Deutschlands, und vor allem zu seiner moralischen Anerkennung in der Welt, keinen kleinen Teil beitrugen, taten dies in der Überzeugung und unter der Bedingung, dass der Antisemitismus in diesem Land – nach den beispiellosen Verbrechen – wenn auch nicht völlig verschwinden, dann doch zumindest auf eine kleine Randgruppe beschränkt bleiben werde. Heute muss man sich fragen: Wann ist der Punkt gekommen, an dem auch die jüdische Existenz wieder infrage gestellt wird? Die Repräsentanten jüdischen Lebens haben unlängst ausgedrückt, wann für sie ein Weiterleben hierzulande nicht mehr möglich sein wird. Sowohl Michel Friedman wie auch der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, haben den Eintritt der AfD in eine Koalitionsregierung als einen solchen Marker genannt.

Trotz allem Anlass zur Skepsis lassen Sie uns aber nicht vergessen: Es gibt auch Gegenmaßnahmen, Zeichen der Hoffnung, vorsichtigen Grund zum Optimismus. Wir leben in einer liberalen Demokratie, die im Unterschied zur Weimarer Republik von der großen Mehrheit des Volkes getragen ist und zu deren Verteidigung Menschen öffentlich auf die Straße gehen. Wir haben Gesetze, die im Rahmen der Meinungsfreiheit zumindest einen Teil der antisemitischen Verleumdungen nicht ohne Konsequenzen belassen. Seit wenigen Jahren haben wir in Deutschland Antisemitismusbeauftragte. Ich bitte Sie an dieser Stelle: Setzen Sie sich auch dafür ein, dass die Flugblätter der Weißen Rose an unseren Schulen gelesen werden. Wenige Texte können in ihrer Kürze und Prägnanz, geschrieben von jungen Menschen, anderen jungen Menschen vermitteln, wie scharfsinnig man auch schon damals urteilen konnte, wenn man nur seine Augen öffnen wollte. Denn: Erziehung macht immer noch den größten Unterschied. Diese Universität hat deutlich gemacht, wie wichtig dies vor dem Hintergrund der jüngeren deutschen Geschichte ist. Vor 23 Jahren wurde der erste Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an einer deutschen Universität hier ins Leben gerufen, wenige Jahre später folgte die erste Professur für Mittelalterliche Jüdische Geschichte, dann gemeinsam mit dem Institut für Zeitgeschichte das erste Zentrum für Holocaust-Studien. Und mittlerweile gibt es das NS-Dokumentationszentrum in unmittelbarer Nachbarschaft. Und lassen Sie mich hinzufügen: Die LMU könnte auch ein deutschlandweites Beispiel setzen und die erste Professur für Israel-Studien etablieren, eine Einrichtung, die in vielen anderen Ländern bereits existiert.

Wann also erkennen wir die Gefahr und welche Schlüsse ziehen wir daraus? Ich habe über die frühen Zwanzigerjahre gesprochen, als ein jüdischer Kommerzienrat in München blutig geschlagen wurde, als Schmierereien an Synagogen angebracht wurden, als die Anhänger der neuen Nazi-Partei Angst und Schrecken verbreiteten und dann mit Wählerstimmen belohnt wurden. Hätten die Münchner Juden die Schrift an der Wand nicht damals schon lesen müssen? Ich habe über 1933 gesprochen, als auf ganz legale Weise ein Zerstörer der jungen deutschen Demokratie zu ihrem Hüter ernannt wurde. Hätte man damals flüchten müssen? Oder ein Jahr später? Oder fünf Jahre später? Meine Antworten lauteten: Wie konnte man denn die Zukunft voraussehen? Wer konnte denn einen Völkermord erahnen, der in dieser Form ohne Beispiel gewesen war? Und wer weiß, ob das, was wir heute erleben, eine Episode ist, die bald vorübergehen wird, oder der Beginn einer neuen Epoche?

„Entscheidet Euch, eh' es zu spät ist!“ So endet das fünfte Flugblatt der Weißen Rose vom Januar 1943. Wann es zu spät sein wird, dies zu erkennen, übersteigt unsere Urteilskraft. Jeder Blick in die Zukunft ist eine Reise ins Ungewisse. Die Gefahren am Horizont mögen wir erahnen – doch richtig einschätzen können wir sie erst aus der Rückschau, erst dann, wenn es zu spät ist. Denn genau wie in den Zwanziger- und Dreißigerjahren, so gibt es auch heute mehrere Wege in die Zukunft. Welchen wir gehen werden, das wissen wir nicht. Und dennoch können wir in einer demokratischen Gesellschaft alle, und zwar ohne Aufopferung unseres Lebens, einen kleinen Beitrag dazu leisten, den Kurs dieser Reise zu steuern. Wir können uns gegen die anziehenden Gefahren stemmen, wir können die demokratische Grundordnung verteidigen, verfolgten Minderheiten Schutz bieten und eine Zukunft mitgestalten helfen, die unsere Gesellschaft, unsere Werte und unseren Planeten rettet. In diesem Sinne also noch einmal: „Entscheidet Euch, eh' es zu spät ist!“

„Die Juden in Deutschland haben auch nach dem Schrecken des Holocaust an eine Zukunft in diesem Land geglaubt.“



SPIEL-APP ZUR SPRACHKOMPETENZ-MESSUNG

MIT KI UND KOMMISSAR WUSCHEL AUF DER SUCHE NACH DEM SPRACHSTAND

Gute Sprachkompetenzen von Anfang an sind essenziell für den gesamten Schul- und Bildungserfolg. Bisherige Diagnoseverfahren bei Kindern sind ungenügend. Mit einer neuen Spiel-App, die federführend am Institut für Deutsch als Fremdsprache an der LMU entwickelt und von der Daimler und Benz Stiftung gefördert wurde, sollen Kinder spielerisch, aber auf Grundlage der Gaming- und Spracherwerbsforschung und mithilfe automatischer Sprachanalysen auf ihr Sprachvermögen hin untersucht werden. Mit großen Vorteilen im Vergleich zu bisherigen Erhebungsmethoden.

Für einen Detektivhund wirkt Wuschel ziemlich hilflos. Dass er schwimmen muss, um eine im Wasser treibende Jacke zu holen, muss ihm erst gesagt werden. Ebenso, wie er einen vom Drachen gelegten Feuerring überwinden kann, um zu dem dahinterliegenden Hexenhut zu gelangen: „Du musst ganz viel Schwung nehmen. Und dann musst du laufen. Und dann musst du über das Feuer springen.“ Genau so soll der Detektivhund, unselbstständig wie er ist, seinen Auftrag erfüllen: mit Hilfe von Kindern, die ihm genaue Tipps und Kommandos geben und ihn so zu seinem Ziel bringen, die gute Hexe Rita zu finden, die vom bösen Drachen entführt worden ist. Dass das Tier mental hinter seinem eigenen Anspruch, „Sachen zu finden“ zurückbleibt, ist in dieser Spiel-App gewollt. Denn dadurch sollen Kinder zwischen vier und sechs Jahren ihre Sprachkompetenzen in verschiedenen sprachlichen Bereichen unter Beweis stellen. In zahlreichen kindgerecht verpackten, aber zielgenau auf typische Erwerbsprobleme bei Kindern eingestellten Szenen soll festgestellt werden, ob bei ihnen Sprachförderbedarf besteht oder nicht. Eltern und Erzieherinnen sollen anschließend Materialien und Tipps für eine optimale Sprachbildung und -förderung der Kinder erhalten.



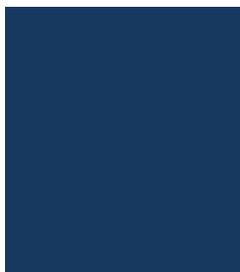
Die animierten Figuren der App sollen Kinder animieren, ihr ganzes Sprachvermögen zu zeigen



Realisiert wurde die App, die vor allem in Kitas zum Einsatz kommen soll, von einem Team um Professor Jörg Roche vom Institut für Deutsch als Fremdsprache an der LMU in Zusammenarbeit mit zahlreichen Partnern an anderen Universitäten, dem Max-Planck-Institut für Psycholinguistik und dem Leibniz Institut für Bildungsforschung sowie aus der IT-Branche.

„Die bisherigen Verfahren zur Sprachstandermittlung haben sich als ungenügend erwiesen“, betont Roche die Notwendigkeit, hier neue, zeit- und kindgemäßere Wege zu gehen. Nicht nur seien die bisherigen Testszenarien sehr formbasiert, indem die Kinder lediglich Sätze bilden, Kunstwörter nachsprechen oder Silben zählen müssten. „Die kommunikativen Kompetenzen bleiben da komplett unberücksichtigt“, sagt Roche. Auch würden die Tests in einer Art Prüfungssituation durchgeführt, die die Kinder unter Druck setzt und Angst erzeugt. Schließlich seien die Sprachszenarien meist sehr unnatürlich. So müssten Kinder Kunstwörter ohne Kontext nachsprechen oder Bildbeschreibungen leisten, deren Sinn sie gar nicht verstehen. „Die Testverfahren werden den typischen kindlichen Kommunikationskontexten überhaupt nicht gerecht.“

h&z Die Beratung mit Hirn, Herz & Hand



www.huz.de/karriere
recruiting@huz.de
#hzrecruiting



DU HAST LUST AUF BERATUNG MIT HIRN, HERZ UND HAND?

Du willst zu einer Unternehmensberatung, die Dir spannende Projekte und eine tolle Entwicklung ermöglicht? Du willst Verantwortung übernehmen, weißt aber dass es für den Erfolg keine Einzelkämpfer sondern ein super Team braucht?

Dann setze gemeinsam mit uns echte Transformationsprojekte um. Denn Beratung mit Hirn, Herz und Hand, die gibt es nur beim Original, bei h&z.

A member of
The Transformation Alliance

Hidden Champion

2020/21

GREAT PLACE TO WORK®

2018

Beste Arbeitgeber™ Deutschland



SPIELERISCHE HERANGEHENSWEISE

In der App läuft es anders, im Sinne von Gaming-Theorien spielerischer: Wuschel lädt die Kinder ein, ihm zu helfen, sie müssen ihm ihre Namen sagen und ihn dabei unterstützen, in 30 Minuten erfolgreich durch mehrere kognitionslinguistisch konstruierte Szenarien zu navigieren. Nicht nur entfällt die Prüfungssituation. Zudem fühlen sich die Kinder verstanden und ernstgenommen. Sie sind Expertinnen oder Experten und wollen helfen. Ganz natürlich. Vor allem aber gibt es authentische Sprachanlässe. „Die situative Sprache ist komplett verschieden von dem, was sich Sprachtester oft unter einem wohlgeformten Satz vorstellen“, erläutert Jörg Roche. Deswegen seien die Aussagen der Kinder im Rahmen dieses Spiels sehr viel natürlicher, authentischer. Durch eine Steigerung des Frageniveaus werden die Kinder zudem ermutigt, immer konkreter zu antworten und immer mehr von ihrem verbalen Repertoire oder dessen etwaigen Lücken zu zeigen. Mit Erfolg: „Die Kinder sind begeistert, beantworten die Fragen des Hundes teilweise mit regelrechten Geschichten“, freut sich Roche. Die so gesammelten, und mithilfe eines eigens entwickelten, komplexen computerlinguistischen Analysesystems ausgewerteten Sprachdaten ermöglichen einen präzisen Blick und akurate Ergebnisse, die alte Annahmen infragestellen. Denn es ist keinesfalls so, dass sprachliche Defizite zwangsläufig mit dem Alter oder der Kontaktzeit zum Deutschen korrelieren. „Unsere ersten Auswertungen haben ergeben, dass es Kinder gibt, die bei kürzerer Kontaktzeit dennoch besser sprechen als Kinder, die hier aufgewachsen sind. Und es gibt auch Kinder mit Deutsch als Muttersprache, die größere Defizite haben als Gleichaltrige mit Migrationshintergrund“, sagt Roche.

POSITIVE RESONANZ

Obwohl das Projekt, das von der Daimler und Benz Stiftung mit insgesamt 1,5 Millionen Euro als Grundlagenforschung großzügig gefördert wurde, eigentlich nur feststellen soll, wie kindliche Sprache analysiert und überhaupt Förderbedarf bei Kindern ermittelt werden kann, lässt sich aus den sprachlichen Merkmalen zu Raum, Diskurs, Definitheit und Possession der gesammelten Sprachdaten auch ersehen, wo im Einzelfall die Probleme liegen. „Wenn ein Kind sagt, ‚der Willi rennte‘, dann zeigt das, dass das Kind zwar die richtigen Verben einsetzen, aber nicht zwischen starken und schwachen unterscheiden kann“, erklärt Jörg Roche. Auch bei Raumangaben, die etwa 30 Prozent dessen ausmachen, was die Kinder sagen, zeige sich, dass die meisten Kinder interessanterweise Verben mit einer spezifischen Bewegungsart wie rutschen, klettern, springen sehr gut beherrschen, Angaben zu Nähe, Distanz und Richtung oft aber so konzeptualisieren und ausdrücken, wie das in anderen Herkunftssprachen üblich ist. Diese konzeptuellen Unterschiede kann man unter anderem gut bei Wetterphänomenen erkennen: Geht man im Deutschen „im Regen“, quasi „in einem Raum“, so tut man das etwa in den romanischen Sprachen, im Arabischen oder im Russischen „unter dem Regen“, also unter einer Fläche. Hochinteressant ist dabei auch, wie sich Kinder den zielsprachlichen Konzeptualisierungen stufenweise annähern. Diese Strategien müssten viel stärker in der Sprachförderung bekannt sein und genutzt werden, als das bisher der Fall ist.

Derzeit bereitet das DaF-Team um Professor Roche eine Normierungsstudie mit 1.000 Kindern vor. „Wir sind derzeit im Gespräch mit zahlreichen Bildungsträgern und Ministerien, die allesamt dem Projekt sehr offen gegenüberstehen. Jetzt hoffen wir auf eine umfassende Förderung für die Anschlussstudie“, ist Roche zuversichtlich. Denn nur durch eine zuverlässige und kindgerechte Sprachstandserhebung lässt sich der Förderbedarf ermitteln. Sie ist damit ein wichtiger Schritt für gleiche Chancen der Kinder beim Schuleintritt und für ihre lebenslangen Bildungskarrieren. ■ cg



Krankenhaus
St. Josef Braunau

franziskanerinnen
vöcklabruck

Arzt / Ärztin in Weiterbildung

Wir sind ein mit dem **Landesfamilienpreis FELIX FAMILIA** ausgezeichnetes Ordenskrankenhaus der Franziskanerinnen von Vöcklabruck.

- 1500 MitarbeiterInnen
- 382 Betten



St. Josef Braunau – mit vielen Vorteilen

- beste Lernchancen und Ausbildung auf aktuellstem medizinischen Stand
- ein vielfältiges, anspruchsvolles Aufgabengebiet mit Entwicklungschancen
- verschiedene Fachbereiche: Anästhesiologie, Augenheilkunde, Chirurgie, Gynäkologie/Geburtshilfe, Hals/Nasen/Ohren, Innere Medizin, Kinder- und Jugendheilkunde, Psychiatrie und Psychotherapeutische Medizin, Radiologie, Orthopädie und Traumatologie
- selbstverantwortliches Arbeiten
- Unterstützung durch Tutoren-System
- attraktive & familienfreundliche Arbeitszeiten
- umfangreiche Sozialleistungen (z.B. ganzjährige Kinderbetreuung „rund um die Uhr“)
- günstige Wohnmöglichkeiten
- Natur & Kultur – im Dreieck München - Passau – Salzburg

St. Josef Braunau – es lohnt sich!

Bitte richten Sie Ihre Bewerbung per Mail an bewerbung@khbr.at oder an **Dr. Helene Mayerhofer**, Leitung Personalmanagement, **A. ö. Krankenhaus St. Josef Braunau GmbH**, A-5280 Braunau, Ringstraße 60.



Weitere Informationen auf unserer Homepage unter www.khbr.at/karriere oder durch Herrn Prim. Dr. Johann Schöppl – Ärztlicher Leiter Krankenhaus St. Josef Braunau, Tel. +43 7722 804-8002

offen.engagiert - Begegnung & Nähe



LMU MACHT SCHULE:
HIV-AUFKLÄRUNG FÜR SCHÜLER

BÄHTHEMA UND KNALLER ZUGLEICH

Angst vor Ansteckung kennen wir nicht erst seit der Coronakrise. In den Achtzigerjahren war AIDS die Seuche, die man fürchtete und die nach wie vor lebensgefährlich sein kann. Wie schützt man sich vor sexuell übertragbaren Krankheiten? Seit vielen Jahren betreibt der Leiter der Psychosozialen Beratungsstelle der Klinik für Dermatologie und Allergologie, Dr. Stefan Zippel, Aufklärungsarbeit und kämpft gegen Ausgrenzung und Stigmatisierung. Die Schüler danken es ihm mit heftigem Applaus.

Hausaufgaben sind schwul, das Handy ist schwul und die Schule sowieso. Dass auch der beste Freund schwul sein könnte: geschenkt. Viele Heranwachsende machen sich keine Gedanken darüber, was sie mit ihrer Wortwahl anrichten. „Die Berührungängste beim Thema Homosexualität sind groß“, sagt Dr. Stefan Zippel, „immer noch“.

Der studierte Psychologe und promovierte Humanbiologe ist Experte nicht nur für Homosexualität, sondern auch für HIV und Krankheiten, die sich durch Geschlechtsverkehr übertragen. Seit 1992 leitet er die Psychosoziale Beratungsstelle der Klinik und Poliklinik für Dermatologie und Allergologie am LMU Klinikum.

Auf dem Tisch in seinem Beratungsbüro liegen drei verpackte Kondome. Qualitätskondome, davon darf man ausgehen. Gerade eben, an einem Freitag vor der Coronakrise, hat Zippel 230 Realschülern und Gymnasiasten eingeschärft, wie wichtig es ist, nicht irgendein, sondern ein hochwertiges Kondom zu benutzen, um sich vor Krankheiten und Schwangerschaften zu schützen. „Auf ihren stolzen Penis gehört keine Zipfelmütze, sondern ein Sombrero!“, hat er gescherzt und viel Gelächter geerntet.

Das war gegen Ende seines dreistündigen Vortrags. Häufig hat Zippel am Nachmittag drei weitere Vortragsstunden vor sich. Sein Kalender ist seit Jahren übervoll, er unterrichtet Schüler ab der zehnten Klasse im Hörsaal an der Frauenlobstraße, besucht aber auch Schulen in ganz Bayern, mehrmals die Woche, rund 130-mal im Jahr, und das schon seit 2003. Hinzu kommen regelmäßige Lehrerseminare zum Thema „Homosexualität an Schulen“. Anfangs wurde er vom vielen Reden noch heiser, inzwischen hält die Stimme durch, eine Frage der Übung.

AUSGRENZUNG
+ DEMÜTIGUNG

ÜBERTRAG- BARE KRANK- HEITEN

Sein gewaltiger Einsatz blieb übrigens nicht unbemerkt: Für sein Engagement hat er die Bayerische Staatsmedaille für Verdienste um Gesundheit und Pflege erhalten, außerdem die Medaille „München leuchtet“.

ZUGLEICH BÄTHEMA UND KNALLER

„Die Ansteckungsrisiken von HIV und anderen sexuell übertragbaren Krankheiten“ – so lautet der Titel seiner Vorträge. Das Ganze ist, wie er weiß, zugleich „Bähthema“ und „Knaller“, die beste Mischung also, um selbst unausgeschlafene Schüler zu elektrisieren. Dass die Vorträge bei den Schülern gut ankommen, hat sich herumgesprochen. So viele Schulen fragen an, dass Zippel häufig an die Grenzen seiner Kapazität gerät. Abgesagt hat er noch keinem, höchstens: einen Termin in den nächsten Monat geschoben. Zippel referiert ja nicht bloß. Er folgt einer Mission.

KLIMA DES VERTRAUENS

Einer Mission? Zippel zögert. Etwas groß, das Wort. Andererseits: Was sonst treibt einen Mann an, Jahr für Jahr mit beneidenswerter Geduld insgesamt dreihunderttausend Schüler über Pilzerkrankungen und Chlamydien zu informieren, über Krätzmilben, Syphilis, Geschwüre am Penischaft und offenen Herpes im Analbereich?

Vieles davon könnte einem medizinischen Lehrbuch entspringen. Anderes hat Zippel dazugenommen, weil es zur aktuellen Realität der Jugendlichen gehört. Die unter Jüngeren populäre Schamrasur zum Beispiel: Leider verantwortlich für Mikroverletzungen, die „Eintrittsporten für Viren und Bakterien“ sind. Transgender: Ebenfalls neu in der Debatte. Genauo: Die Gefahr, sich als junger Erwachsener auf Fernreisen mit HIV anzustecken. Oder: Das Mobbing Homosexueller in den Sozialen Medien.

AUFKLÄRUNG IST DAS HÖCHSTE GUT

Für Zippel ist seine Tätigkeit logische Konsequenz aus bedrückenden Erfahrungen, die heute bereits historisch sind. Nach dem Studium der Psychologie an der LMU hatte er 1985 in der Versorgung von HIV-Infizierten und AIDS-Kranken zu tun. „Sterbebegleitung“ nennt er die Arbeit von damals. Denn mit HIV infiziert zu sein – das war Mitte der Achtzigerjahre ein Todesurteil. Inzwischen müsste, wie Zippel den Schülern erklärt, niemand mehr an Aids sterben. Und doch traf es 400 Menschen im Jahr 2018. Der Grund: Sie begaben sich zu spät in Behandlung. Dabei wäre ein Schutz in vielen Fällen, siehe Qualitätskondom, so

einfach. „Wissensdefizite verursachen unnötiges Leid. Aufklärung ist das höchste Gut!“, sagt Zippel.

Tatsächlich hat jede Generation Jugendlicher mit Unsicherheiten im Umgang mit Sexualität zu kämpfen. Im Großen Vorlesungssaal wird das überdeutlich: Referiert Zippel zum Thema Homosexualität, wenden sich eine Menge Jungs betont gelangweilt ab. Schließlich will man auf keinen Fall schwul überkommen. Und trotz all der Pornos, die junge Leute im Netz konsumieren, lassen ganze Reihen den Kopf auf die Tischplatte sinken, als Zippel das Foto eines erkrankten Genitals an die Wand projiziert. Macht nichts. Weggucken hat er den Schülern ausdrücklich erlaubt.

Was Zippel referiert, gehört zu den peinlichen Dingen, über die Eltern nicht gern mit ihren Kindern reden, und die noch viel weniger gern mit ihren Eltern. „Der Speichel von Menschen, die mit HIV infiziert sind, ist nicht ansteckend, Sie können Zungenküsse austauschen, aus demselben Glas trinken und von derselben Butterbrezn essen“, sagt Zippel zum Beispiel. Es ist ja Februar, sexuelle Eroberungen sind Alltag, „Social Distancing“ und Kontaktsperre aufgrund von Corona liegen noch in weiter Ferne.

Und Zippel geht noch weiter. Er packt die Schüler beim Ehrgeiz: „Sie alle sind keine guten Liebhaber! Man braucht Training, um diese Sportart zu beherrschen. Hören Sie Ihrer Partnerin zu, stellen Sie Fragen.“ Seine eigentliche Botschaft geht allerdings weit über jeden Praxistipp hinaus: „Wichtig ist ein gesellschaftliches Klima, in dem Menschen keine Angst vor Ausgrenzung haben. Die Jugendlichen sollen wissen, dass sie nicht allein sind.“ Denn wer vertraut, lässt sich helfen. „Und nur dann können wir eine Krankheit wie HIV eingrenzen und vielleicht sogar ausrotten.“

Seit einer Weile kämpft Zippel noch an anderer Front: Er möchte dafür sorgen, dass sich mehr junge Leute gegen Humane Papillomviren (HPV) impfen lassen. Die Überlegung: Schüler, die den Vortrag besucht haben, sind sensibilisiert für das Problem der Ansteckung mit HP-Viren. Eine HPV-Sprechstunde im Haus könnte ihnen und ihren Eltern die Impfentscheidung erleichtern. Wegen der Maßnahmen gegen die Ausbreitung von Corona ruht zwar gerade auch das. Aber Zippel ist zuversichtlich, dass seine Mission nach der Krise weitergeht.

Ach ja: Was ein Schüler tun kann, wenn wieder mal jemand was „schwul“ nennt? „Reingrätschen!“, sagt Zippel. Und mutig einstehen für ein Klima des Vertrauens. ■ goe

UNSICHERHEIT + AUFKLÄRUNG

VIELFALTS PROJEKTE

LORENZ NARKU LAING

„EINE AUSNAHME IM SYSTEM“

Lorenz Narku Laing (27), promoviert und lehrt nicht nur am Geschwister-Scholl-Institut für Politikwissenschaft, er hat auch ein Sozialunternehmen gegründet. Sein Ziel, den Rassismus in der Gesellschaft abschaffen, verfolgt der junge Vater mit unfassbarer Energie – und viel Freude am Denken ...

„Ich bin eine große Ausnahme im System“, sagt Lorenz Narku Laing, und er hat völlig recht. Schwarz sein und an einer deutschen Universität unterrichten: Das ist tatsächlich alles andere als üblich. Auch die Tatsache, dass er als Kind Hartz IV empfangt, prädestinierte ihn nicht gerade für eine Karriere als Wissenschaftler. Und doch hat Laing nicht nur zwei Bachelor- und einen Masterstudiengang absolviert, seine Doktorarbeit in Politikwissenschaft begonnen und bereits mehrere Lehrveranstaltungen an der LMU gehalten. Er arbeitet auch als Diversity-Trainer und Coach und ist Gründer eines eigenen Sozialunternehmens.

Über 150 Seminare, Vorträge und Workshops zu Vielfalt, Diskriminierung und Rassismus hat sein Unternehmen „Vielfaltsprojekte“ bereits seit 2015 durchgeführt, gestützt von wissenschaftlichen Erkenntnissen aus der Konflikt-, Rassismus- und Diskriminierungsforschung. Von der Hertie-Stiftung wurde er für sein Engagement als „Alltagsheld“ ausgezeichnet. „Beispielgebend, inspirierend und vorausschauend“ seien die Ausgezeichneten, heißt es in der Begründung der Jahreskampagne „Generation grenzenlos“, die dreißig besonders engagierten jungen Menschen in Video-Porträts Gelegenheit gibt, ihre eigenen Themen vorzustellen.

GLEICH MEHRERE HERZENSANLIEGEN

Sein Vielfaltsprojekt, sagt Laing, sei ihm ein „Herzansliegen“. Und noch ein Herzansliegen hat sich im Februar 2020 verwirklicht: Der 27-jährige Politikwissenschaftler ist Vater geworden.

Beim Treffen kurz vor Rosenmontag im Geschwister-Scholl-Institut ist die Geburt seines kleinen Sohnes erst wenige Tage her, und man kann sich ausmalen, wie erschöpft Narku Laing sein muss, der oft genug die Nacht zum Tag macht. Und zugleich: wie glücklich. Eine eigene Familie, sagt er, habe er sich schon lange gewünscht. „Vermutlich, weil ich selbst aus einer sehr unkomplizierten Familie komme.“

Sein Vater hat Kunst studiert, die Mutter ist Köchin. Die einfachen finanziellen Verhältnisse, aus denen Laing stammt, haben seinen Gerechtigkeitsinn geprägt. Aber Hartz IV beziehen bedeutet ja nicht zwingend, klein gehalten zu werden. Im Gegenteil: Seine Mutter hatte die Zuversicht, das Selbstbewusstsein ihres Sohnes an ehrgeizigen Zielen aufzurichten. Einmal, erinnert sich Narku Laing, habe sie auf ein Bild von Barack Obama gedeutet, als der noch Junior Senator war, und gesagt: „Du wirst mal so wie er.“

Nach anderen Vorbildern gefragt, nennt Narku Laing neben dem US-Abgeordneten Elijah Cummings auch die afroamerikanische Literaturnobelpreisträgerin Toni Morrison. Das mag ein wenig überraschen, für einen Politologen. Aber Narku Laing ist nun mal breit aufgestellt. Philosophie und Religionswissenschaften hat er nicht nur studiert, er lebt auch seinen Glauben.

HOHE ZIELE, GANZ VIEL KRAFT

Hohe Ziele haben und alle Kraft daransetzen, diese zu erreichen: Das hat seine Karriere beflügelt. Ganz sicher ist auch sein Energielevel außergewöhnlich groß, ebenso das Vergnügen am Nachdenken über Themen aller Art. So legt er engagiert dar, wie ein Kind das Leben seiner Eltern verändert („Es fordert dazu

auf, den Tag mit mehr Rücksicht zu planen“). Entlarvt in einem Artikel den Brexit als „ein rassistisches Programm“, das darauf abziele, die Einwanderungspolitik zu verschärfen, obwohl doch „die Heilsversprechen“ einer abgeschotteten, homogenen Gesellschaft nicht zu erfüllen seien, „denn selbstverständlich ist heute nichts mehr 100 Prozent British, außer vielleicht das Rindfleisch im Supermarkt“.

In einem anderen Text plädiert er „für einen warmen, humanistischen Idealismus“ – als Gegenspieler jenes kalten politischen Pragmatismus, der Flüchtlinge im Mittelmeer ertrinken lässt. Und natürlich beschäftigen ihn ein paar Wochen nach dem Gespräch im Institut auch die Folgen der Corona-Krise. „Die Krise wird viele prekarierte Gruppen besonders treffen. Hierunter zählen neben alten Menschen solche mit eingeschränktem Zugang zum Gesundheitssystem, Niedriglöhner im Dienstleistungssektor und wohnungslose Menschen, die sich dem öffentlichen Raum nicht entziehen können“, schreibt er in einer E-Mail. Und ergänzt: „Daher sollte daran gearbeitet werden, den ohnehin oftmals Vernachlässigten intensive Unterstützung zukommen zu lassen.“



▲ Lorenz Narku Laings Sozialunternehmen „Vielfaltsprojekte“ hat seit 2015 bereits über 150 Seminare, Projekte oder Workshops zu Vielfalt, Diskriminierung und Rassismus durchgeführt.

VERLETZLICH SEIN – UND ENGAGIERT!

Zu seinen Antreibern gehört ganz sicher eine Fähigkeit, die in den vergangenen Jahren vermehrt Aufmerksamkeit erweckt: Jene von der Sozialwissenschaftlerin Brené Brown in einem millionenfach geklickten Ted Talk beschworene Verletzlichkeit, aus der Kraft und Stärke wachsen.

Emotionalität und Stärke, findet Laing, gehören ganz selbstverständlich zusammen. Er habe ein dickes Fell, ja. Das braucht wohl, wer als Schwarzer im öffentlichen Leben mitmischet. Auch er wurde und wird in der Öffentlichkeit immer mal wieder verletzt, angepöbelt oder sogar bespuckt. Aber ihm kommt es darauf an, nicht „zuzumachen“, wenn ihm oder anderen der ganz alltägliche Rassismus begegnet. Sondern „Verletzlichkeit in politische Energie zu verwandeln.“ Seine Überzeugung: Rassismus kann und muss man abschaffen. Von allein wird das allerdings nicht geschehen. Gefragt sei „ein aktives Streiten“.

Die Geburt seines Sohnes hat sein Anliegen nur noch dringlicher gemacht. Denn irgendwann wird auch dieses Kind groß genug sein, um allein in die Welt zu gehen. Eine Welt, in der es, so Laing, „noch immer gefährlicher ist, schwarz zu sein als weiß.“

Schon lange hat er darum auch diesen anderen starken Wunsch: „Die Gesellschaft mitzugestalten!“ Ein politisches Mandat ist für ihn durchaus denkbar.

Aber jetzt heißt es erstmal: Der Familie Vorrang lassen. Lesen und Schreiben kann Laing selbstredend gut von zu Hause aus. Und noch etwas hilft ihm durch die Zurückgezogenheit der Tage: „Ich habe eine große Leidenschaft fürs Kochen und Essen!“ ■ goe



■ www.vielfaltsprojekte.de



Münchener Bank eG

Sie leben den **Regionalitätsgedanken**, stecken voller Ideen und sind offen für Neues? **Ehrlichkeit** und **Transparenz** sind Ihnen wichtig und Entscheidungen treffen Sie **eigenverantwortlich** zum Wohle unserer Mitglieder? Dann kommen Sie zu uns! Werden Sie Teil unseres Teams und erleben Sie **Genossenschaft** wie sie in unserem Haus gelebt wird.

Die Münchener Bank ist als Arbeitgeber **werteorientiert**, **gut vernetzt**, **regional engagiert** und vor allem **nah am Menschen**.

Stellen Sie die Weichen für Ihre berufliche Zukunft und entdecken Sie bei uns neue Perspektiven, Ausbildungs- und Karrierechancen.

Neben unseren Traineeprogrammen

- Trainee Vermögensanlage (w/m/d)
- Trainee Unternehmensfinanzierung (w/m/d)

finden Sie unsere aktuellen Stellenangebote auf unserer Homepage unter www.muenchner-bank.de/karriere_lp/stellenangebot.

Frau Franziska Bernhardt freut sich auf Ihre Bewerbung über unser Online – Bewerbermanagementsystem mit Angabe Ihres möglichen Starttermins und Ihrer Gehaltsvorstellung und steht Ihnen für Fragen zu den ausgeschriebenen Positionen gerne zur Verfügung (Tel. 089 / 2128-1419).



SPENDENMARATHON

IN 36 STUNDEN OHNE GELD IN DIE WELT

Es ist Samstagabend in einer Zeit vor Corona, es ist dunkel, es ist kalt. Philipp und Judith stehen in knallig orangen T-Shirts an einer Raststätte kurz vor einer polnischen Kleinstadt. Seit Stunden schon. „Das war unser Glücksfall!“, lacht Philipp. Beide halten Schilder in der Hand, ein Pfeil, die Richtung ist egal, nur weg von hier. Immer wieder werden sie von vorbeifahrenden Scheinwerfern gestreift. Dann bremst ein Auto ab.

Philipp und Judith waren im Jahr 2018 ein Teil des Spendenmarathons „BreakOut – How far can you go“, der 2014 von zwei LMU-Studenten ins Leben gerufen wurde. „In 36 Stunden so weit wie möglich kommen, ohne einen Cent für das Reisen zu verwenden und nebenbei Spenden sammeln. Dafür steht BreakOut.“, erklärt Henrike, eine der langjährigen Team-Mitglieder. Die Aktion startet einmal pro Jahr und finanziert mit den Spenden gemeinnützige Projekte. „Wir sind damit auch ziemlich erfolgreich, denn die Leute haben Spaß daran, uns und unsere Mission zu unterstützen.“

Viel Unterstützung haben auch die beiden Münchener an der Raststätte erfahren. „Wir waren da schon ziemlich lange unterwegs, haben jeden an dieser Raststätte angesprochen – ohne Erfolg. Das war schon ein Tiefpunkt.“ Philipp grinst. „Aber genau das macht auch den Reiz der Aktion für mich aus: Die Komfortzone verlassen, ein Abenteuer starten und alles andere um mich herum vergessen.“

Nach ein, zwei Stunden sind die beiden schließlich eine Station weitergekommen und haben dort ein Pärchen getroffen, das sie mit in ihre Ferienwohnung genommen hat. „Das war ein Glücksfall, wir waren nämlich echt richtig fertig.“



Ohne Plan, ohne Geld unterwegs sein, zu wildfremden Menschen ins Auto steigen, an Rastplätzen übernachten. Ist das Projekt nur etwas für Hartgesottene? Henrike lacht: „Ich würde mich selbst jetzt nicht als hartgesotten beschreiben. Fakt ist aber: Man kommt an seine Grenzen. Es ist, als würde man für 36 Stunden ein neuer Mensch werden, zumindest ging mir das so. Denn man muss aktiv Menschen ansprechen, extrovertiert sein, sonst kommt man nicht vom Fleck.“ Dennoch kann jedes Team selbst entscheiden, zu welchen Bedingungen die Reise stattfindet. „Niemand ist gezwungen, sich in Situationen zu begeben, die sich ungut anfühlen.“

FÜR FÜNF EURO IM VATIKAN FUSSBALL SPIELEN

Das Besondere an dem BreakOut-Marathon ist, dass man die Teams über die Blog-Webseite live



BREAKOUT



◀ Die BreakOut-Teams vor dem Hauptgebäude der LMU

verfolgen kann und so Spaß am Spenden bekommt. Denn dafür gibt es zwei Möglichkeiten: entweder man spendet pro zurückgelegten Kilometer oder man stellt den Teams Aufgaben, sogenannte Challenges. „Gerade die funktionieren super für Freunde oder Kommilitonen, die sonst vielleicht nicht spenden würden. Denn hier kann man seine Freunde mit den absurdesten Sachen auf die Probe stellen. Zum Beispiel: Macht einen Handstand am Meer für zehn Euro. Oder, und das war eine meiner Aufgaben: Spielt für fünf Euro im Vatikan Fußball.“ Henrike lacht. „Das Team kann sich natürlich frei entscheiden, ob es eine Herausforderung annehmen möchte. Ein bisschen Aufgeschlossenheit für verrückte Ideen gehört schon auch dazu. Ich habe zum Beispiel 36 Stunden lang nur mit Stäbchen gegessen. Selbst Erdnüsse sind jetzt kein Problem mehr für mich.“

BreakOut ist Abenteuer, Reise, Fernweh, aber eben auch noch so viel mehr. „In den letzten Jahren konnten wir einige sehr coole Projekte unterstützen“, schwärmt Henrike. „Im letzten Jahr haben wir zum Beispiel den Verein Zeltschule e.V. unterstützt. Hier werden syrische Flüchtlinge im Libanon unterstützt, Kinder medizinisch versorgt und ein geregelter Schulablauf ermöglicht. Knapp 53.000 Euro haben unsere Teams gesammelt. Damit kann viel bewegt werden. In den Jahren davor haben wir unter anderem auch die UNO-Flüchtlingshilfe unterstützt.“

HINTER DEN KULISSEN – DIE ZENTRALE

Damit so ein groß angelegtes Projekt auch reibungslos verläuft, sitzt ein großes ehrenamtliches Team hinter den Kulissen, und am Wettkampftag wird rotiert, das ist klar. Telefone klingeln, auf der Webseite gehen die ersten Beiträge der Teams online. „Viele Sponsoren kennen keine Gnade, die verrücktesten Herausforderungen kommen bei uns an. Unser Team zieht wirklich viel durch und kann so viele Spenden generieren. Es ist ein ganz großes Gefühl, Teil einer solchen Bewegung zu sein“, sagt Henrike.

Wie ist es eigentlich um die Sicherheit der Teams bestellt? „Das ist ein wichtiger Aspekt in unserer Arbeit. Einerseits haben wir dafür die knall orangenen Shirts gestaltet, die erregen überall Aufmerksamkeit und man geht nicht so schnell

verloren. Zudem haben wir auch einen Alert mit der IT entwickelt: Sobald sich ein Team länger als fünf Stunden nicht meldet, klingeln wir einmal durch, fragen nach, ob alles ok ist. Oft sind das zum Glück nur Funklöcher.“

Henrike ist eigentlich von Anfang an dabei, war auch zweimal selbst mit auf der Tour. „Inzwischen arbeite ich aber im ehrenamt-

lichen Team und habe alle Aufgaben schon einmal durchprobiert.“ Gerade eben ist sie in der Marketing-Kampagne aktiv und kümmert sich darum, das Projekt zu bewerben. „Wir haben keine festgeschriebene Zielgruppe. Weil wir aber fast alle selbst Studierende sind, werben wir natürlich viel an den Unis. Das ist sinnvoll, denn wer sonst kann sich schon mal ein paar Tage freinehmen, um per Anhalter Kilometer zu sammeln.“

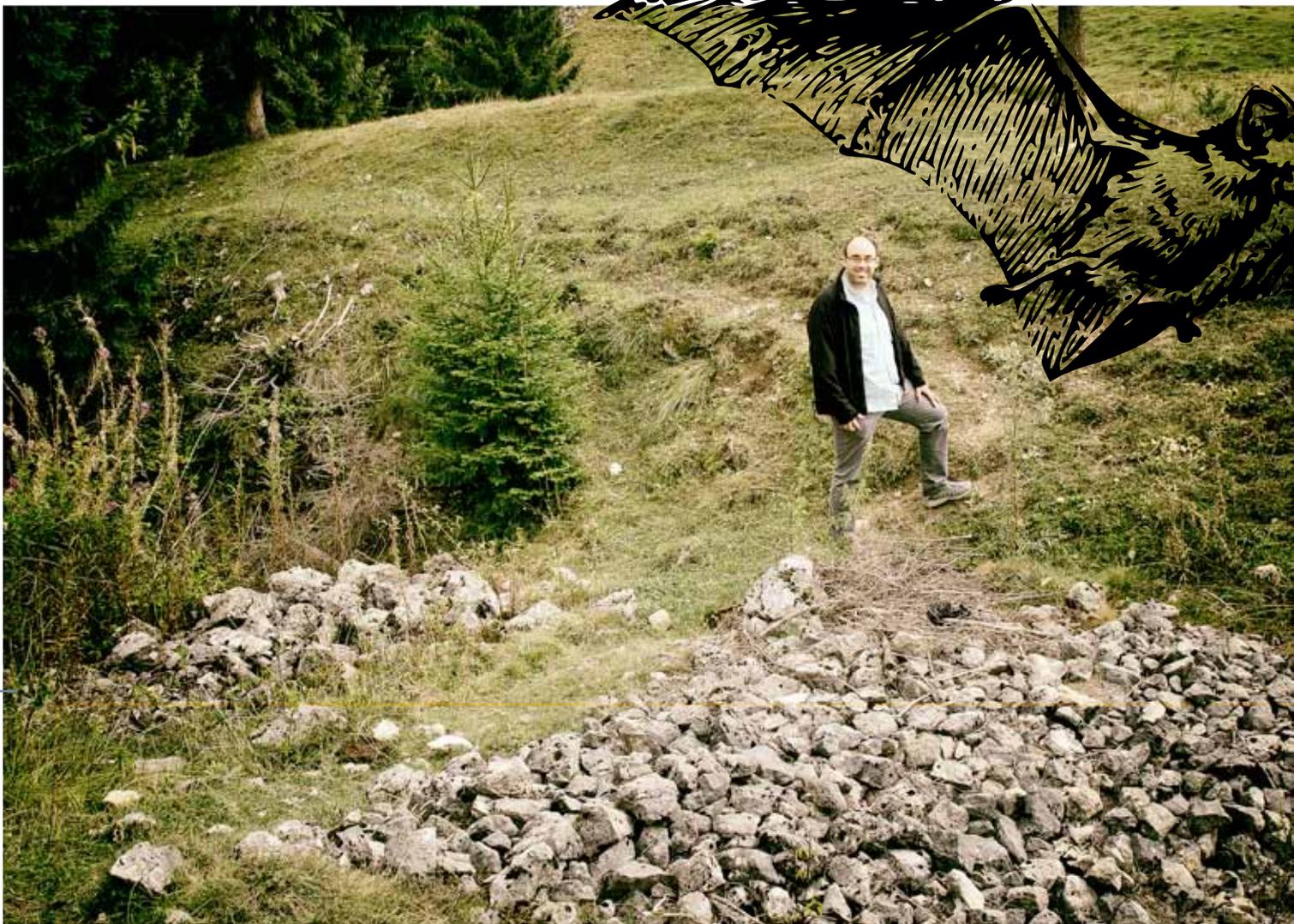
LUST BEKOMMEN? SO KANN MAN MITMACHEN

„Jeder ist bei uns willkommen, unabhängig vom Alter und den persönlichen Voraussetzungen“, verspricht Henrike. Um am Marathon teilzunehmen, kann man sich über die Webseite bewerben. Auch das Team selbst sucht immer wieder Verstärkung.

Dieses Jahr gehen die Spenden übrigens an den Verein Viva con Agua de Sankt Pauli e.V., der jeden Menschen der Welt mit sauberem Wasser versorgen möchte. „Das Geld vom BreakOut 2020 soll speziell die Region Siraha und Saptari Districts in Nepal unterstützen, sodass neue Wasserversorgungssysteme entstehen können.“ Allerdings kann es sein, dass der Marathon verschoben wird – aufgrund der Coronapandemie. „Die Ereignisse sind derzeit so dynamisch, dass wir noch keine feste Entscheidung treffen möchten. Fakt ist aber, dass uns die Sicherheit unserer Teilnehmerinnen und Teilnehmer sehr am Herzen liegt“, erklärt Josi von der Pressestelle des Marathons. Natürlich gab es auch die Diskussion, ob es überhaupt passend und angemessen ist, so eine Aktion kurz nach einer Pandemie, sollte sie denn rechtzeitig überstanden sein, zu starten. Gleichzeitig ist da aber auch der Gedanke, dass das ausgewählte Projekt jetzt dringender als je zuvor Geld und Unterstützung benötigt. „Alle Interessierten können gerne regelmäßig auf unserer Webseite, auf Instagram oder Facebook vorbeischauen, wir melden uns dort, sobald wir eine Entscheidung treffen können. Und bis dahin: passt gut auf euch auf!“ ■ jr



■ <https://break-out.org>



DRACULA-FORSCHER CHRISTOF PAULUS

„IN DEN ROMANEN STEHT VIEL UNSINN“

Professor Christof Paulus hat Blut geleckt: Der LMU-Geschichtswissenschaftler forscht über Dracula – den gab es wirklich. Bei vielen Überlieferungen handelt es sich zwar um Mythen. Wahr ist aber: Vlad Drăculea war schon zu Lebzeiten für das äußerst brutale Pfählen politischer Gegner bekannt. Bereits seit dem 15. Jahrhundert verbreitete sich die Gruselkultur über den Woiwoden aus der Walachei. Neue Quellen zeigen, wer Vlad Drăculea wirklich war.

MUM: Herr Professor Paulus, bereits seit 1488 wird Literatur über Dracula kommerziell vermarktet. Inzwischen gibt es rund zwei Dutzend Verfilmungen, zusätzlich Theaterstücke, Spiele und Musicals. Dieses Jahr erschien eine neue Serie zum Thema. Was macht den Stoff so attraktiv?

Professor Paulus: Es ist die Arbeit am Mythos. Spätestens seit Bram Stokers Dracula-Roman von 1897 wurde Dracula zu einer Gestalt des kollektiven Gedächtnisses. Angesiedelt zwischen Tag und Nacht, Licht und Dunkelheit, Liebe und Tod lud das Werk zu neuen Weiterentwicklungen ein. Allerdings hat die literarische Gestalt nur wenig mit dem echten Vlad Drăculea zu tun.

MUM: Wie kamen Sie dazu, sich mit dem Thema zu beschäftigen?

Paulus: Das war ehrlich gesagt Zufall. Während meiner Habilitation bin ich in der Stabi auf eine Dracula-Überlieferung gestoßen. Kurz danach war ich auf einem Symposium zum Thema in Gießen. Dort entstand gemeinsam mit anderen Forschern das transdisziplinäre Projekt. Ab dem Moment habe ich – um im Bild zu bleiben – Blut geleckt. (lacht)

MUM: Wozu braucht es überhaupt eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema?

Paulus: Das habe ich mich zunächst auch gefragt. (lacht) Vlad Drăculea hat mehr Google-Einträge als jede andere historische Figur dieser Zeit. Doch das Thema ist alles andere als abgegrast. Die Forschung hat viel zu lange die immergleichen Quellen genutzt. Unser Forschungsteam hat die Aufzeichnungen von 90 Autoren in 17 Sprachen untersucht. Insgesamt konnten wir den Quellenbestand um ein Viertel erhöhen.





◀ Professor Christof Paulus bei Feldforschungen in den Karpaten

Drăculea stand mal auf der einen, mal auf der anderen Seite.

MUM: Sie waren für ihre Forschung oft in Rumänien. Was bedeutet Dracula für die Menschen in der Region?

Paulus: In Rumänien dominiert das Bild vom Nationalhelden. Die Menschen sehen in Vlad Drăculea einen starken Mann mit harter Hand. Selbst heute werden bei politischen Demonstrationen Plakate von ihm hochgehalten. Die nationalhistorische Vereinnahmung hat ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert und ging in der kommunistischen Ära weiter. Man sah in Vlad Drăculea einen Kämpfer, der den Reichen nimmt und den Armen gibt. In anderen Ländern sind die Erzählungen viel literarischer. Inzwischen hat auch die dortige Tourismusindustrie das Thema für sich entdeckt. Dabei geht es ziemlich drunter und drüber. So wird zum Beispiel Bran als Dracula-Schloss vermarktet, obwohl das nichts mit ihm zu tun hat.

MUM: Wie weit unterscheiden sich die Forschungsergebnisse von dem Bild, das in Romanen und Filmen über Dracula vermittelt wird?

Paulus: Die Unterschiede sind fundamental. Das heute gängige Bild hat Bram Stoker geformt. Der Roman sagt aber mehr über die Entstehungszeit aus: Der Vampirgraf im dunklen Osten war ein Spiegel der Machtverhältnisse im Europa des 19. Jahrhunderts – vor allem der unterschiedlichen Interessen von Zarenreich, britischem Empire und dem osmanischen Reich. Aber Stoker hat sich stark mit der Region beschäftigt. Vlad Drăculea trieb tatsächlich auch in Transsilvanien sein Unwesen.

MUM: Ist bekannt, wo Vlad Drăculeas Leichnam liegt?

Paulus: Das ist eine der großen unbeantworteten Fragen. Es hält sich verbissen die Ansicht, er läge im Kloster Snagov in Rumänien. Viele junge Paare halten es für schick, am Grab „ihres“ Nationalheiligen zu heiraten. Ich glaube aber nicht, dass Vlad Drăculea dort begraben wurde. Bekannt ist, dass ihm 1476 südlich von Bukarest von osmanischen Kriegern der Schädel abgeschlagen wurde. Wir suchen also nach einem Leichnam ohne Kopf. Bisher wurde aber noch kein passendes Skelett gefunden. Das ist schade, weil uns eine DNA-Analyse mehr über sein Äußeres verraten würde.

MUM: Wie wurde aus Vlad Drăculea ein Vampir?

Paulus: Schon im 15. Jahrhundert begann sich die legendäre Figur von der historischen Figur zu lösen. Zweifellos war Vlad Drăculea auch für die damalige Zeit wenig zimperlich. Er war ein Herrscher, der das Pfählen von politischen Gegnern zur psychologischen Kriegsführung nutzte. Aber erst der Dichter Johann Fischart brachte im 16. Jahrhundert das Blutsaugermotiv ins Spiel. Dann war es ruhig, bis Stoker den Vampir kult mit der abergläubischen Vorstellung vom Wiedergängertum vermischte. Das griffen Medien, Werbung und Filmindustrie auf.

MUM: Was wissen wir bisher über Vlad Drăculea?

Paulus: Er war Woiwode [ein slawischer Herrscher, Anm. d. Red.] im balkan-romanischen Fürstentum der Walachei und durch Heirat mit dem Ungarnhof verbunden. Vlad Drăculea hatte eine Konkubine und ein Haus in Ungarn, das sich heute genau lokalisieren lässt. Er versuchte auf ganz unterschiedliche Art, seine umstrittene Herrschaft zu legitimieren. Am bekanntesten war das Pfählen. Das hatte er zwar nicht erfunden, praktizierte es aber besonders exzessiv – davon zeugte sein „Wald der Gepfählten“. Die Hauptspannungspole waren damals der ungarische Königshof und der Sultanshof in Konstantinopel. Vlad

MUM: Was interessiert Sie bei der Forschung am meisten?

Paulus: Ich wollte herausfinden, wieso Vlad Drăculea schon zu Lebzeiten einen so hohen Bekanntheitsgrad hatte. Vereinfacht gesagt, war es eine Propagandakampagne des Ungarnhofs, die ein wenig aus dem Ruder gelaufen ist. Abstrakter interessiert mich, inwieweit Propaganda damals steuerbar war. Wir untersuchen also, über welche Wege Wissen von Osten nach Westen kam. Neben dem Ungarnhof spielten die Universität in Wien, Klöster in Österreich und Bayern, venezianische Gesandte oder der Papsthof dabei eine wichtige Rolle.

MUM: Wie reagieren Freunde und Bekannte, wenn Sie ihnen von Ihrer Dracula-Forschung erzählen?

Paulus: Ehrlich gesagt wird meistens gelacht. Es hört sich natürlich auch seltsam an, wenn ich sage: Ich gehe auf eine Dracula-Tagung. Aber inzwischen werde ich immer öfter für Vorträge eingeladen. Es ist einfach ein Thema, das die Leute begeistert. Jeder kann mit Dracula etwas anfangen. Wenn wir die Schichten der Geschichte Stück für Stück freilegen, Kontinuitätslinien und Traditionsfäden aufzeigen, erreicht man damit geschichtsinteressierte und weniger geschichtsinteressierte Menschen. ■ Interview: dl

ALUMNUS UDO SCHMIDT-STEINGRAEBER BAUT WIE SEINE AHNEN KLAVIERE

„KLÄNGE VON SANFT BIS EXALTIERT“

In der sechsten Generation führt LMU-Alumnus Udo Schmidt-Steingraeber eine Klaviermanufaktur, die sein Ur-Ahn 1852 einst gründete. Die zum Teil innovativen Flügel werden in Bayreuth noch immer von Hand gefertigt und bis nach China exportiert. Dabei hatte Schmidt-Steingräber beruflich einst ganz andere Pläne.

Im Wien des Jahres 1846 betreut der Klaviertechniker Eduard Steingraeber ein Konzert des schon damals berühmten Franz Liszt. Die Klaviere sind fragiler als heute, und der dynamische Virtuose spielt sie auf der Bühne regelrecht zu Schrott. Die undankbare Aufgabe des jungen Technikers ist es, das Instrument auf der Bühne zu reparieren: Saiten zu erneuern, Hämmerchen zu leimen – und das alles vor Publikum und dem großen Meister höchstselbst.

Udo Schmidt-Steingraeber erzählt diese Geschichte, der heute das Unternehmen „Steingraeber & Söhne“ in der sechsten Generation führt. Denn wenige Jahre nach dem undankbaren Auftritt in Wien entwickelte sein Ur-Ahn ein revolutionäres Meisterstück, in dem er die Vorteile der sogenannten Wiener, englischen und Pariser Modelle verband – und gründete in Bayreuth eine Flügelmanufaktur.

DAS KLAVIER – EIN ORGANISMUS

Im historischen Steingraeber-Haus in der Festspielstadt arbeitet man heute noch immer im Geiste des innovationsfreudigen Gründers. So bringt das Unternehmen beständig neuartige Pianos und Flügel heraus, die von mittlerweile 35 Mitarbeitern in Handarbeit

gefertigt werden. „Unsere Klaviere zählen heute zu den besten der Welt“, erklärt Udo Schmidt-Steingräber. Den Klavierbau müsse man sich „wie das Schaffen eines Organismus aus verschiedenen Modulen“ vorstellen. Zunächst werde mit der Raste und dem Resonanzboden, einer mit Balken verstrebt Zarge, die Grundlage der Akustik geschaffen, „das Trommelfell des Klaviers“. Eine Gussplatte sowie Versteifungen aus Holz bildeten die Statik. „Und die Krönung ist das Intonieren. Das, was ein Geiger oder Bläser mit dem Mund oder der Hand macht, muss ein Klavierbauer noch ins Instrument hineinlegen.“

Seit fast 40 Jahren führt Schmidt-Steingraeber den Betrieb. „Dabei wollte ich damals nach der Schule nur eines: weg aus der Provinz Bayreuth“, erinnert er sich lachend. „Zu einem Studium Generale bin ich nach München geflüchtet. Die Fächer der LMU deckten all meine Interessengebiete ab und eröffneten eine ganze Serie von Zukunftsoptionen.“ Denn sicher, ob er den väterlichen Betrieb übernehmen wollte, war er nicht, und schrieb sich neben Jura auch bei Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte und zwischendurch Betriebswirtschaft ein. Am Institut für Theaterwissenschaft wirkte damals August Everding, unter dessen Eindruck Schmidt-Steingraeber „eine Weile lang am liebsten Regisseur geworden wäre“. In Jura erinnert er sich an den Rechtsphilosophen Anton Kaufmann oder den Rechtssoziologen Andreas Heldrich. Und in der Kunstgeschichte habe er „wunderbare Seminare von Leuten wie Willibald Sauerländer oder Wolfgang Braunfels“ belegt. „Von dem, was ich damals gelernt habe“, resümiert er heute, „habe ich mein ganzes Berufsleben lang gezehrt – auch wenn ich am Ende Klavierbauer geworden bin.“

„WOHL UND WEH ZUGLEICH“

Neben dem Studium verdingte er sich im Familienunternehmen, das sein Vater ihm unter anderem mit interessanten Geschäftsreisen schmackhaft machte. Schon sehr gut eingearbeitet, war er noch immer unentschlossen, den heimischen Betrieb tatsächlich zu übernehmen, und plante zudem eine Doktorarbeit an der LMU über *Die*





▲ Udo Schmidt-Steingraeber leitet die traditionsreiche Klaviermanufaktur seit 1980

Literaten in der Jurisprudenz – von Goethe bis Handke. Doch zu einer Dissertation kam es nicht: Als 1980 plötzlich sein Vater starb, absolvierte Schmidt-Steingraeber noch das Zweite Staatsexamen und übernahm dann endgültig den Familienbetrieb.

„Ein Familienunternehmen zu führen, ist Wohl und Weh zugleich“, resümiert Udo Schmidt-Steingraeber heute. „Auf der einen Seite hat man natürlich ein gewissermaßen ‚gemachtes Bett‘. Auf der anderen ist man ein Glied in der Kette – und muss sich neben seinen Vor- und eventuell Nachfahren ständig beweisen.“ Seine eigenen beiden Kinder sind heute selbst noch im Studium, aber bereits Teilnehmer und reisen seit einigen Jahren auf Messen. Eine Gefahr in Familienunternehmen seien die oft sehr langen Führungsphasen, findet Schmidt-Steingraeber. „Das ist gut für die Kontinuität, aber schlecht für die Innovation.“

Frühzeitig habe er deshalb ein „dynamisches Konstruktionsteam“ installiert, in dem er selbst nur eine Stimme von fünf sei. „Im Team versuchen wir, dieses 300 Jahre alte, ja eigentlich fertig ausgeformte Produkt Klavier immer wieder unserer Zeit anzupassen.“ So hat das Unternehmen unter seiner Führung nicht wenige Innovationen hervorgebracht: Die Sordino-Funktion etwa, bei der sich ein feiner Filz zwischen Hammer und Saite schiebt und Tonänderungen zulässt, wie Franz Schubert sie einst spielte. Oder den sogenannten „Mozart-Zug“, der ein Klavierspiel wie zu Zeiten der Hammerflügel ermöglicht.

VON „BÖSEN“ TÖNEN BIS KLANGWÖLKCHEN

Bei der Entwicklung neuer Flügel und Klaviere folge man den sich ändernden Anforderungen des Konzertbetriebs und den Bedürfnissen der Pianisten. „Die Klaviermusik ist heute wieder breiter aufgestellt“, erklärt Schmidt-Steingraeber. „Gerade junge Künstler haben sich in den letzten Jahrzehnten geöffnet – sowohl neuen Medien wie der Elektronik als auch historischen Aufführungspraktiken.“ Pianisten zeigten „zunehmend Mut zu ‚bösen‘, hässlichen Tönen,

ohne Angst vor der Exaltiertheit des Instruments“. Andererseits müssten Klaviere heute „Schattierungen erlauben, die bis in das letzte Wölkchen von verschwindendem Klang hineinreichen“. Sie benötigten eine „dynamische Bandbreite zwischen sehr sanften und sehr aggressiven Klängen“. Und der Kreis jener Klavierbauer, die den enorm gestiegenen Ansprüchen heute genüge, sei kleiner geworden. Gehöre man ihm allerdings an, könne man auch international Erfolg haben: Die in Bayreuth gefertigten Instrumente sind mit internationalen Preisen bedacht und werden heute per Schiff oder Flugzeug bis nach China verschickt.

Daheim in Bayreuth blickt der Firmengründer im Rokokosaal des historischen Firmensitzes von einem Gemälde – vielleicht auf den originalgetreu nachgebauten „Liszt-Flügel“: Denn Franz Liszt war im Steingraeber-Haus des öfteren zu Gast, um im Kreise von Freunden ganz gesittet Klavier zu spielen. ■ ajb





▲ Prof. Dr. Holger Gzella

Katholisch-Theologische Fakultät

Prof. Dr. Holger Gzella

Ein Schwerpunkt in der Forschung von Professor Holger Gzella, der im vergangenen Dezember auf den Lehrstuhl für Alttestamentliche Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät berufen worden ist, bilden die Schreiber der Bücher des Alten Testaments. Zeitlich ist hier für ihn vor allem die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends vor Christus interessant. In dieser Zeit war das alte Israel Teil des persischen Weltreiches, das sich über Ägypten, den gesamten Vorderen Orient bis zum heutigen Afghanistan erstreckte und durch seine Verwaltungsstrukturen ganz entscheidend zum Austausch von literarischen, juristischen oder auch naturwissenschaftlichen Texten und Traditionen beigetragen hat.

Hat die bisherige Forschung sich vor allem mit den Parallelen befasst, was die Provenienz bestimmter Schriften betrifft, ohne auf die Wege der Vermittlung zu fokussieren, so geht Gzella neue Wege, indem er mit der Untersuchung der Sprache die Textproduktion dieser Zeit in einen größeren kultur- und wissenschaftshistorischen Zusammenhang einbettet. „Ich versuche, durch die Untersuchung von Syntax und Wortgebrauch, von technischer, Rechts- oder auch naturwissenschaftlicher Terminologie herauszuarbeiten, über welche Bildungshintergründe die Schreiber verfügten, oder auch, wie die Verwaltung strukturiert war“, erläutert der Philologe, der an der Universität Oxford studiert hat und zuletzt Lehrstuhlinhaber an der Universität Leiden in den Niederlanden war. „Die Schreiber verfügten über eine hohe Bildung und hatten eine enorme Kenntnis von übergreifenden Rechts- und Wissenschaftstraditionen und vom literarischen Sprachgebrauch der Zeit.“

Das nachzuzeichnen, setzt bei Forschern wie Gzella große Kenntnis und Erfahrung vor allem sprachlicher Art sowie die Bereitschaft voraus, sich permanent mit den Quellen auseinanderzusetzen. „Das funktioniert nicht über übergreifende theoretische Modelle, sondern kommt aus der Tiefe der Texte“, betont Gzella. Dass die Schreiber ein kleines, sehr hochgebildetes Milieu darstellten, könne man am bewussten, nuancierten und breitgefächerten Sprachgebrauch ersehen: So seien etwa Briefe oder Inschriften zwar nach einer bestimmten allgemein verfügten Vorgabe abgefasst; auf den zweiten Blick zeigten sich jedoch subtil unterschiedliche Muster in der Wortstellung oder in der Verwendung von Präpositionen, was darauf hinweise, dass Schreiber Individualität ausdrückten. „Das heißt, dass diese Änderungen auch wahrgenommen worden sind, was wiederum einen Blick auf die Lesegewohnheiten der Zeit eröffnet“, erläutert Holger Gzella. Für literarische Texte wie die biblischen Bücher gelte das umso mehr.

In den fünf Jahrhunderten vor Christi Geburt, in denen die biblischen Texte immer mehr ihre heutige Gestalt angenommen hätten, fächerte sich die Schreibpraxis zunehmend in lokale Schriftkulturen auf, es entstand ein Spannungsfeld zwischen lokaler Tradition und dem Erbe einer imperialen Signatur. „Die persische Zeit ist dabei von zentraler Bedeutung, da sich in ihr neue Formen religiöser Identität herausgebildet haben – zum Beispiel das Judentum.“ Das habe sich auch in einer neuen Textkultur gezeigt, die zunehmend eine religiöse Konnotation aufwies.

Die Texte des Alten Testaments seien überdies vielfach bearbeitet und uminterpretiert worden und durch zahlreiche Hände gegangen, bevor sie in den Kanon übergegangen sind, der die heutigen Bücher ausmacht.

Deswegen ist es dem gebürtigen Dortmunder auch ein Anliegen, die exegetisch-theologische Bedeutung der biblischen Schriften hervorzuheben. Damit hat er sich schon in seiner Dissertation beschäftigt, die die griechische Übersetzung des Psalters zum Thema hatte. „Hier wurden subtile sprachliche Mittel verwendet, um eine exegetische Neuprofilierung vorzunehmen, das heißt, hier wurde ein identitätsstiftender Text in der Überlieferung geändert.“ Wie etwa in den Schriften aus Qumran, die mehrere Versionen verschiedener biblischer Bücher umfassen: „Es zeigt sich, dass die Interpretationskultur ein dialektischer Prozess war, dass man es nicht mit einer statischen Größe zu tun hat“, sagt Gzella. Vielmehr seien die Texte immer wieder den eigenen Lebensbedingungen angepasst worden.

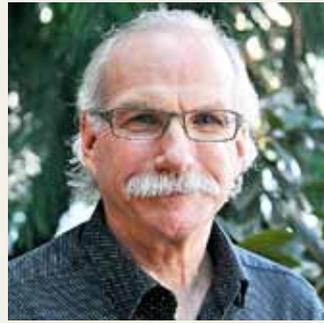
Nach 15 Jahren auf dem Lehrstuhl für Hebräisch und Aramäisch in Leiden hat er den Ruf nach München angenommen, da er hier seine Forschung an der Sprache und Grammatik ausbauen will, um zu einer übergreifenden Kulturgeschichte zu gelangen. Gerade für diese stark hermeneutische, qualitativ geprägte Forschungsarbeit ist er sich sicher, an der LMU beste Bedingungen vorzufinden: „Die Forschung in der Katholisch-Theologischen wie der Evangelisch-Theologischen Fakultät ist seit jeher stark hermeneutisch geprägt und es gibt für meine Arbeit zahlreiche Schnittstellen, ebenso zu den historisch-geisteswissenschaftlichen Fächern“, freut er sich. Es sei der „Resonanzraum“, der ihm hier in München geboten würde. „Eine Erneuerung der Theologie kann nur aus den wissenschaftlichen Gegenständen selbst und aus der Zusammenarbeit und dem Austausch mit anderen Disziplinen auf Augenhöhe kommen.“



▲ Prof. Dr. Roland Beckmann



▲ Dr. Klaus Dolag



▲ Prof. Dr. Gregg Mitman



▲ Dr. Silke Robatzek

Vier neue ERC Advanced Grants an der LMU

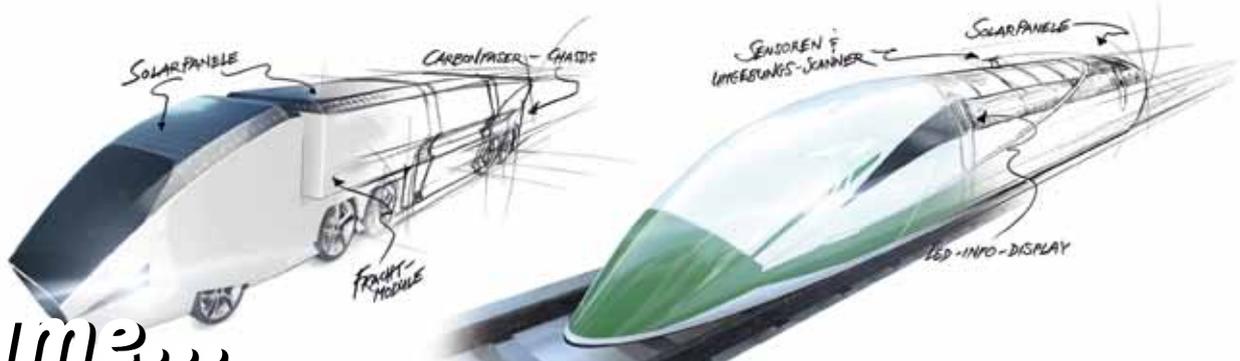
Von der Modellierung kosmischer Strukturen zur Entstehung von Pandemien: Der Europäische Forschungsrat vergibt vier prestigeträchtige Advanced Grants an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an der LMU.

Professor Roland Beckmann, Dr. Klaus Dolag, Professor Gregg Mitman und Dr. Silke Robatzek waren in der jüngsten Vergaberunde der ERC-Grants erfolgreich. Sie erhalten jeweils einen Advanced Grant. Für Roland Beckmann und Silke Robatzek ist es bereits der zweite ERC-Grant in ihrer Karriere.

Die Auszeichnung ist mit einer Förderung in Höhe von jeweils maximal 2,5 Millionen Euro (in Ausnahmefällen 3,5 Millionen Euro) verbunden. Die ERC Advanced Grants richten sich an etablierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aller Fachbereiche, deren hochinnovative Forschung erheblich über den bisherigen Forschungsstand hinausgeht und neue Forschungsgebiete erschließt.

Die neu geförderten Projekte im Überblick:

Roland Beckmann ist Professor für Biochemie am Genzentrum der LMU. Der Strukturbiologe ist Spezialist für die Methode der Kryo-Elektronenmikroskopie, mit der man die komplexen Strukturen von Biomolekülen atomgenau sichtbar machen kann. Sein besonderes Interesse gilt der Struktur und Funktion von Ribosomen, den Proteinfabriken der Zelle. Dafür macht er die fragile Architektur dieser Zellmaschinerie sichtbar und untersucht Strukturänderungen in verschiedenen Stadien der Proteinproduktion. Im Rahmen seines neuen ERC-Projekts will Beckmann untersuchen, wie Ribosomen in menschlichen Zellen zusammengebaut werden. Dies ist ein hochkomplexer Vorgang: Jedes Ribosom besteht aus zahlreichen Komponenten, die mithilfe von über 200 Biogenesefaktoren zusammengebaut und in die richtige Architektur gefaltet werden müssen. Ein besseres Verständnis dieses Prozesses ist essenziell, da fehlerhaft aufgebaute Ribosomen zahlreiche Krankheiten verursachen können, die etwa mit Störungen des Skelettsystems oder einer Neigung zu Tumoren verbunden sind. Bisher wurde die Ribosomen-Biogenese vor allem an einfachen Organismen wie Hefe untersucht, die sich aber von derjenigen der Säugetiere erheblich unterscheidet. Beckmann will nun eine



Träume...

...WERDEN WAHR. DARAN ARBEITEN WIR JEDEN TAG.
VIELLEICHT BALD MIT IHNEN!

Knorr-Bremse ist der führende Hersteller von Bremssystemen und Anbieter weiterer Subsysteme für Schienen- und Nutzfahrzeuge mit über 6,6 Mrd. Euro Umsatz im Jahr 2018. Rund 29.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in 30 Ländern entwickeln, fertigen und betreuen Brems-, Einstiegs-, Steuerungs- und Energieversorgungssysteme, Klimaanlage, Assistenzsysteme und Leittechnik sowie Lenksysteme und Lösungen für die Antriebs- und Getriebesteuerung. Als technologischer Schrittmacher leistet das Unternehmen schon seit 1905 mit seinen Produkten einen maßgeblichen Beitrag zur Sicherheit auf Schiene und Straße.

Studierende (m/w/d) für Praktika, Werkstudententätigkeiten oder Abschlussarbeiten (Bachelor/Master)

Absolventen (m/w/d) für den direkten Berufseinstieg oder zur Teilnahme an unserem 18-monatigen Management-Entwicklungsprogramm (MEP)

Mehr Information im Stellenmarkt unter www.knorr-bremse.de



KNORR-BREMSE



vollständige strukturelle Bestandsaufnahme der menschlichen Ribosomen-Biogenese machen und deren Mechanismen weiter charakterisieren. Zudem will er den Prozess in gesunden und erkrankten Zellen vergleichen. „Diese Erkenntnisse werden das Wissen über die menschliche Ribosomen-Biogenese entscheidend voranbringen und helfen, die Ursachen für die Entstehung Ribosomen-assoziiierter Krankheiten besser zu verstehen“, sagt Beckmann.

Klaus Dolag ist Experte für computergestützte Kosmologie. Er leitet das Computational Center for Particle and Astrophysics im Münchener Exzellenzcluster ORIGINS. Während seiner gesamten wissenschaftlichen Laufbahn konzentrierte sich der Astrophysiker auf die Simulation von großräumigen kosmologischen Strukturen, entwarf dabei völlig neuartige Modellierungen der großräumigen Verteilung der sichtbaren Materie unseres Universums. Er war beispielsweise der erste Forscher, der die Behandlung von Magnetfeldern in Simulationen zur Bildung von Galaxienhaufen einbezog.

In seinem neuen, mit dem ERC Advanced Grant ausgezeichneten Projekt „COMPLEX“ will Dolag nun seine Simulationen weiter verfeinern. Er hat sich zum Ziel gesetzt, zwei extrem unterschiedliche Welten zu kombinieren. Die Simulationen sollen nämlich einerseits die größten Skalen im Universum berücksichtigen, also Galaxienhaufen und großräumige Strukturen und gleichzeitig auch kleine Skalen behandeln, an denen plasmaphysikalische Prozesse beteiligt sind. Auf diese Weise lassen sich, so die Idee, die Schlüsselprozesse identifizieren, die für die Gestaltung der detaillierten Zusammensetzung des größten Teils der sichtbaren Materie in unserem Universum verantwortlich sind. Mithilfe des ERC-Advanced Grants will Dolag eine Arbeitsgruppe aufbauen, die diese speziellen Fragen im Detail numerisch mithilfe neu entwickelter Computermodelle untersuchen wird.

Es ist ein Thema, das wie kaum ein anderes in die gegenwärtige krisenhafte Zeit passt, das in seinen langen Linien historischer Analyse aber weit darüber hinausweist. In dem ERC-Projekt „VIRHIST“ („Bloodborne: Hot Zones, Disease Ecologies, and the Changing Landscape of Environment and Health in West Africa“) geht es um einen multiperspektivischen Blick auf pandemische Bedrohungen. Am Beispiel Westafrikas untersucht der Medizin- und Umwelthistoriker **Gregg Mitman** die ökologischen, wirtschaftlichen, politischen und sozialen Kräfte, die bestimmte Weltregionen zu profitablen Enklaven für die Ausbeutung natürlicher Ressourcen und ihres Artenreichtums wegen zu wertvollen Reservoiren für die biomedizinische Forschung gemacht haben. Gleichzeitig gelten diese Regionen als Hotspots der Entstehung neuartiger Infektionskrankheiten, die die Welt in Atem halten.

Im Mittelpunkt von Mitmans Projekt steht die Frage, wie westliche Wirtschaftsinteressen einerseits neue Erkenntnisse über die Ökologie von Krankheiten hervorbrachten, andererseits aber die Umwelt und das Artengefüge so veränderten, dass neue Erreger gedeihen konnten. Ein historisches Beispiel ist das Engagement der US-Reifenfirma Firestone in Liberia. Von Beginn des vergangenen Jahrhunderts an unterhielt sie dort riesige Gummipflanzungen, die Landschaft und Ökologie, aber auch das soziale Gefüge im Land radikal veränderten. Mitte der 1920er-Jahre schickte Firestone ein Team von Harvard-Wissenschaftlern auf Expedition ins Land, um biologische und medizinische Proben zu sammeln. Die Forscher nahmen Blut und Urin, katalogisierten Parasiten und

Viren. Diese Proben und die Erkenntnisse daraus „waren der Stoff, aus dem Nobelpreis, Prestige und medizinische Durchbrüche gemacht waren“, zum Beispiel ein Impfstoff gegen Gelbfieber, rekapitulierte Mitman in einem Beitrag im renommierten Fachblatt *New England Journal of Medicine*. Darin beschreibt der Historiker eine „Ökologie der Angst“ und die Furcht der Menschen vor einer von Westafrika ausgehenden Ebola-Pandemie.

Gregg Mitman ist Vilas Research and William Coleman Professor of History, Medical History, and Environmental Studies an der University of Wisconsin in Madison, USA. Mitman ist zudem Autor preisgekrönter Bücher und Filmemacher. Er ist Affiliated Professor and Researcher in Residence am Rachel Carson Center für Umwelt und Geschichte (RCC) der LMU. Den Advanced Grant hat Mitman gemeinsam mit der LMU eingeworben; das Projekt wird er am RCC durchführen.

Silke Robatzek ist Leiterin einer Forschungsgruppe an der Fakultät für Biologie. Die Zellbiologin und Genetikerin untersucht, wie sich Pflanzen mithilfe ihres Immunsystems vor Krankheitserregern schützen. Ein Forschungsschwerpunkt Robatzeks sind dabei die Mechanismen, mit denen Krankheitserreger Immunsignale aktivieren und unterdrücken können. Mit ihren Ergebnissen will sie langfristig dazu beitragen, resistente Nutzpflanzen zu züchten und somit Pflanzenschutzmittel einzusparen.

In ihrem neuen ERC-Projekt wird Robatzek am Beispiel des generalistischen Bakteriums *Xylella fastidiosa* untersuchen, wie Pathogene über Familiengrenzen hinweg unterschiedliche Arten befallen können. Der auch als Feuerbakterium bezeichnete Erreger besiedelt die Leitbündel von Pflanzen und kann zu deren Austrocknung und Absterben führen. Er befällt mehr als 300 Pflanzenarten und breitet sich zunehmend in Europa aus, wo er insbesondere die Olivenproduktion bedroht. Nach Robatzeks Ansicht könnte die Fähigkeit zur Interaktion mit mehreren Wirtspflanzen durch eine allgemeine Virulenzstrategie erklärt werden. Diesen Ansatz wird die Forscherin näher untersuchen und die bakteriellen und pflanzlichen Faktoren systematisch analysieren, die an der Entstehung der durch *X. fastidiosa* verursachten Krankheit beteiligt sind. Auf diese Weise will sie besser verstehen, was die Wirtspflanze anfällig macht und welche Immunrezeptoren eine Infektion kontrollieren. „Langfristig ist es unser Ziel, das Immunsystem der Pflanze durch die gezielte Aktivierung von Immunrezeptoren zu unterstützen und so die Krankheit zu bekämpfen“, sagt Robatzek. „Zudem könnten unsere Ergebnisse auch der Entwicklung ähnlicher Strategien gegen andere Gefäßpathogene den Weg ebnen.“

Professor **Magdalena Götz** hat gemeinsam mit dem Helmholtz Zentrum München einen Advanced Grant für ihr Projekt „NeuroCentro“ („Novel Mechanisms of Neurogenesis – from Centrosome to Engineering Migration“) eingeworben. Magdalena Götz ist Direktorin des Instituts für Stammzellforschung am Helmholtz Zentrum München und Inhaberin des Lehrstuhls für Physiologische Genomik an der LMU.

Im Projekt „Biomedical Applications of Radioactive Ion Beams“, gefördert mit einem ERC Advanced Grant, wollen

Die Kreiskliniken Altötting-Burghausen, Akademisches Lehrkrankenhaus der LMU München, sind nach DIN EN ISO 9001:2015 zertifiziert. Als Kommunalunternehmen mit etwa 1.600 Mitarbeitern schreiben wir ein familienfreundliches Miteinander groß. Mit unseren Häusern in Altötting (Schwerpunktversorgung mit 407 Betten) und in Burghausen (Grund- und Regelversorgung mit 139 Akutbetten und 45 Betten zur geriatrischen Rehabilitation) bilden wir ein vielfältiges Spektrum an moderner Medizin ab – und das in einer überaus ansprechenden Region im oberbayerischen Voralpenland.

Die Kreiskliniken Altötting-Burghausen suchen zum nächstmöglichen Zeitpunkt einen

Assistenzarzt m|w|d für den Bereich der Inneren Medizin in Vollzeit/Teilzeit

Neben der vollen Weiterbildung Innere Medizin bestehen Weiterbildungsermächtigungen in den Schwerpunkten Gastroenterologie, Kardiologie, Rheumatologie, Hämato-/Onkologie und internistische Intensivmedizin.

Wir bieten

- ein strukturiertes Einarbeitungskonzept
- ein kollegiales Team, in dem die Möglichkeit besteht, Erfahrungen im gesamten Spektrum der Inneren Medizin zu sammeln
- eigenverantwortliches Arbeiten nach der Einarbeitung – Erlernen und dann selbstständige Tätigkeit in der breit gefächerten internistischen Funktionsdiagnostik
- umfassende Weiterbildungsmöglichkeiten für Innere Medizin und die Teilgebiete
- Förderung von internen und externen Fortbildungen

Wir wünschen uns:

- Begeisterungsfähigkeit für den unverändert anspruchsvollen aber erfüllenden Arztberuf
- Empathie für die uns anvertrauten Patienten
- Teamfähigkeit
- abgeschlossenes Studium der Humanmedizin in Europa sowie die ärztliche Approbation bzw. Berufserlaubnis

Nähere Auskünfte zu dieser Stelle erhalten Sie direkt vom
Chefarzt der Medizinischen Klinik II, Herrn Prof. Dr. Dr. M. Kraus unter 08671/509-1866 und dem
Chefarzt der Medizinischen Klinik I, Herrn Dr. W. Notheis unter 08671/509-1236

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Dann lassen Sie uns Ihre aussagekräftigen Bewerbungsunterlagen, gerne auch online, zukommen.



KREISKLINIKEN ALTÖTTING-BURGHAUSEN
Abteilung Personal
Vinzenz-von-Paul-Str. 10 | 84503 Altötting



▲ Dr. Daniel Kotlarz



▲ Dr. Erik Schilling

Forscher am GSI Helmholtzzentrum für Schwerionenforschung in Darmstadt (PI Professor Marco Durante) die Wirksamkeit von radioaktiven Ionenstrahlen zur Behandlung von Tumoren mit gleichzeitiger Visualisierung des Strahls untersuchen. Professor **Katia Parodi**, Inhaberin des Lehrstuhls für Medizinische Physik an der LMU, wird als Projektpartnerin einen neuartigen kombinierten Detektor entwickeln, der die bei der Behandlung entstehenden schnellen und verzögerten Photonen-Emissionen zur Sichtbarmachung des Strahls nutzt und damit eine bisher nicht gekannte Genauigkeit der Strahlapplikation ermöglichen soll.

Zwei LMU-Forscher mit Heinz Maier-Leibnitz-Preis ausgezeichnet

Zwei der diesjährigen Heinz Maier-Leibnitz-Preise gehen an Wissenschaftler der LMU und des LMU Klinikums: **Dr. Daniel Kotlarz**, Nachwuchsgruppenleiter am Dr. von Haunerschen Kinderspital des LMU Klinikums, und **Dr. Erik Schilling**, Privatdozent für Neuere deutsche Literatur und Vergleichende Literaturwissenschaft an der LMU, bekommen den mit jeweils 20.000 Euro dotierten Preis. Er gilt als die wichtigste deutsche Auszeichnung für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) vergeben sie an „herausragende Forscherinnen und Forscher, die sich in einem frühen Stadium ihrer wissenschaftlichen Laufbahn befinden und noch keine unbefristete Professur innehaben“. In diesem Jahr hat die zuständige Jury insgesamt vier Wissenschaftlerinnen und sechs Wissenschaftler dafür ausgewählt.

Zu den Preisträgern an der LMU:

Daniel Kotlarz erforscht die genetischen Ursachen von Immundefekten, die an der Entstehung von früh im Kindesalter auftretenden Formen der chronisch-entzündlichen Darmerkrankung (CED) beteiligt sind. Seltene genetische Defekte können das Immunsystem auf unterschiedliche Weise beeinflussen und zur Entstehung der Erkrankung führen, die oft schwer und lebensbedrohlich verläuft und einer konventionellen Behandlung nicht zugänglich ist. Ziel von Kotlarz' translationaler Forschung ist es, die molekularen Mechanismen der Krankheitsentstehung mithilfe bioanalytischer Hochdurchsatzverfahren und verschiedener experimenteller Modelle aufzuklären, um neue diagnostische Werkzeuge und Therapien zu entwickeln.

Die Forschungsthemen des Literaturwissenschaftlers Erik Schilling stecken inhaltlich einen weiten Rahmen. Sie umfassen eben-

so Literatur und Theorie der Postmoderne wie moderne Lyrik, gattungsgeschichtliche Fragestellungen und Formen der Intertextualität. In einem aktuellen Buchprojekt setzt Schilling sich kritisch mit dem gesellschaftlichen Ideal der Authentizität auseinander. In seinen Forschungsprojekten untersucht und vergleicht er zum Beispiel ausgehend von der Auseinandersetzung um Fake News den Umgang mit Ambiguität in „Interpretationskulturen um 1800 und um 2000“. Oder er fragt nach Formen gesellschaftlicher „Anerkennung in der zeitgenössischen Literaturszene“.

LMU-Projekt auf erstem Platz

Das LMUchemlab der Abteilung für Didaktik der Chemie an der LMU wurde in der Kategorie „Experiment des Jahres“ im Rahmen des LeLa-Preises 2020 (LernortLabor) ausgezeichnet.

Seit März 2018 gibt es das LMUchemlab an der Fakultät für Chemie und Pharmazie, das Schülerinnen und Schülern Wissen zu modernen Materialien praktisch nahebringt und dabei auch Aspekte zu ihrer Nachhaltigkeit vermittelt. Die jungen Leute sollen im LMUchemlab Arbeitsweisen und gesellschaftlich relevante Forschungsfelder kennenlernen, darunter etwa die Herstellung von Goldnanopartikeln, die Untersuchung von chemischen Reaktionen mittels Wärmebildkamera oder auch Untersuchungen am Rasterkraftmikroskop. Insgesamt umfasst das Programm zu modernen Technologien im Chemielabor verschiedene Experimentierstationen, die von Schülerinnen und Schülern innerhalb eines Schülerlabortages durchlaufen werden. Gearbeitet wird in Zweier- bis Vierergruppen. Betreut werden die jungen Leute von angehenden Lehrkräften der Chemie.

„Die Auszeichnung mit dem 1. Platz im Rahmen des LeLa-Preises 2020 freut mich sehr, da dies den Wert des außerschulischen Angebots, den wir auch von Lehrkräften sowie Schülerinnen und Schülern zurückgemeldet bekommen, zusätzlich betont“, so der Initiator des Labors, Stefan Schwarzer, Professor für Didaktik der Chemie an der LMU.

Seit der Einrichtung dieses ersten Schülerlabors im Großraum München im Jahr 2018 konnte die Chemiedidaktik bisher 2.500 Schülerinnen und Schüler zum Experimentieren im LMUchemlab am Campus Großhadern begrüßen.

Das Preisgeld in Höhe von 5.000 Euro, gestiftet vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, wird dem Ausbau des Schülerlabors und der dort durchgeführten fachdidaktischen Lehr-Lern-Forschung zu Gute kommen.

Mit dem LeLa-Preis werden Schülerlabore in den Kategorien „Das Experiment des Jahres“, „Lehrkräftebildung“, „Schülerlabor digital“ sowie „Schülerprojekt des Jahres“ ausgezeichnet.

LernortLabor – Bundesverband der Schülerlabore e.V. (LeLa) versteht sich als Dachverband der Schülerlabore im deutschsprachigen Raum. Als Schnittstelle der Schülerlabore zu Politik, Wirtschaft und Wissenschaft fördert der Dachverband den Ausbau des Netzwerkes als feste Säule des Bildungssystems. Das wichtigste Ziel dabei ist die Stärkung des Netzwerkes der Schülerlabore und die Verbreitung und Weiterentwicklung der besonderen Lehr- und Lernkultur der Schülerlabore: das eigenständige, entdeckende, forschende Lernen.

Auszeichnung für LMU-Japanologin

Die Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung (VSJF) hat Dr. Anna Wiemann vom Japan-Zentrum der LMU den VSJF-Preis 2019 für ihre Arbeit „Mit dem Smartphone gegen NHK? – Mobilisierungsstrategien der japanischen Anti-Atomkraftbewegung unter Abes restriktiver Medienpolitik“ ausgezeichnet.

In dieser Arbeit hat Wiemann ein immer noch und auch künftig höchst relevantes Thema an der Schnittstelle von Zivilgesellschaft, Politik und Medien in Japan untersucht. Vor dem Hintergrund eines deutlich sinkenden Pressefreiheitsindex in Japan, insbesondere seit der Atomkatastrophe von 2011 und während der Regierungszeit von Premier Abe Shinzō, untersucht die Japanologin die Medienstrategien der japanischen Anti-Atomkraftbewegung. Ihr Aufsatz bietet zunächst eine konzise Beschreibung und Charakterisierung der Medienlandschaft in Japan und damit eine medienhistorische und medienstrukturelle Einbettung des Phänomens der sinkenden Pressefreiheit; darauf aufbauend wirft er die Frage nach den Mobilisierungsmöglichkeiten der japanischen Zivilgesellschaft innerhalb dieser sich wandelnden Medienlandschaft auf: Wie gehen Akteure der Bewegung, die ihr politisches und aufklärerisches Anliegen rund um die Dreifachkatastrophe verbreiten wollen, mit den ihnen zu großen Teilen verschlossenen alten Medienkanälen – Stichwort: der staatliche Sender NHK – um und wie nutzen sie neue Medien für ihre Kommunikation und Mobilisierung – Stichwort: Smartphone sowie internetbasierte soziale Medien?

Die 1988 gegründete Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung (VSJF) bietet ein Forum für die Förderung und den Austausch von Wissen über Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur des modernen Japan. Konzeptionell wird dabei insbesondere der Diskurs zwischen Sozialwissenschaftlern und Japanologen betont. Die Vereinigung ist parteipolitisch neutral und als gemeinnützig anerkannt. Seit 2011 verleiht die Vereinigung den VSJF-Preis, der alle zwei Jahre den besten deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Aufsatz zu Japan aus den beiden Vorjahren auszeichnet.

Order of Canada für Donald B. Dingwell

Der Professor für Experimentelle Vulkanologie und Inhaber des Lehrstuhls für Mineralogie und Petrologie an der LMU, Donald B. Dingwell, ist Officer des Order of Canada/Ordre du Canada. Der Order of Canada ist die höchste zivile Auszeichnung des Landes.

Die herausragende Ehrung wurde Professor Dingwell sowohl für seine wissenschaftlichen Beiträge zur Vulkanologie als auch für seine führende Rolle in der Förderung der Wissenschaften im internationalen Kontext zuteil.

Der „Order of Canada“ ist Kanadas höchste Auszeichnung für Zivilpersonen. Er wird gemäß dem lateinischen Leitgedanken „Desiderantes meliorem patriam“ („die ein besseres Vaterland begehren“) verliehen.

Der Generalgouverneur von Kanada ernennt die Kandidaten aufgrund von Vorschlägen aus der Bevölkerung nach den Empfehlungen eines hochkarätig besetzten Beirates. 2019

sind 38 Officers ernannt worden, davon nur zwei im Ausland. Der Orden wurde am 1. Juli 1967, dem Tag des einhundertjährigen Bestehens des Dominion Kanada, gestiftet, um diejenigen Kanadier auszuzeichnen, die in ihrem Leben beim Engagement für die Gemeinschaft und Dienst an der Nation Herausragendes geleistet und das Land durch ihr Wirken nachhaltig geprägt haben. Er ist Kanadas höchste Auszeichnung für ein Lebenswerk. Als Officer des Ordens zählt Dingwell zu den rund 2.000 Kanadiern, die seit 1967 diese Ehrung erhalten haben.

LMU-Projekt gewinnt Shimon-Peres-Preis

In diesem Jahr fand zum dritten Mal die Shimon-Peres-Preisverleihung in Anwesenheit der Familie Peres in Berlin statt. Der Bundesminister des Auswärtigen, Heiko Maas, vergab die Auszeichnung an zwei israelisch-deutsche Kooperationsprojekte. Einer der Preisträger ist das Kooperationsprojekt „Mehr als eine Demokratie“ der „Akademie Führung & Kompetenz“ am Centrum für angewandte Politikforschung der LMU (CAP) und des Adam Institute for Democracy and Peace in Jerusalem.

Etwa 350 Gäste versammelten sich im Berliner Rathaus, um der Preisverleihung beizuwohnen, und wurden herzlich von Dr. Klaus Lederer, Bürgermeister von Berlin, empfangen. Dr. Yonatan Peres, Sohn von Shimon Peres, sorgte mit seiner Band „Yoni Peres & זמן לשלום (Time for Peace)“ für die musikalische Unterhaltung. Die Preisverleihung fand am internationalen Tag der Demokratie statt. Dr. Tamara Or, Geschäftsführende Vorständin des Deutsch-Israelischen Zukunftsforums, würdigte die wichtige und wegweisende Arbeit der Preisträger und wandte sich an die Anwesenden: „Wir müssen jetzt gemeinsam für das eintreten, wofür andere so viel und manchmal alles aufgegeben haben. [...] Jetzt ist es an uns: Was immer wir gemeinsam und was immer jeder Einzelne von uns in diese Welt bringt – wird in dieser Welt sein.“

Professor Weidenfeld erneut zum Vizepräsidenten des Cyber-Sicherheitsrats Deutschland e.V. gewählt

Auf der diesjährigen Mitgliederversammlung des Cyber-Sicherheitsrats Deutschland e.V. wurde der Direktor des Centrums für angewandte Politikforschung an der LMU, Professor Werner Weidenfeld, bis 2022 als Vizepräsident wiedergewählt. Die erschienenen Mitglieder aus den Bereichen Industrie, kritische Infrastrukturen, IT-Anbieter und aus der Wissenschaft sprachen zudem Hans-Wilhelm Dünn, Präsident des Cyber-Sicherheitsrats Deutschland e.V., einstimmig das Vertrauen aus und begrüßten die vielfältigen zurückliegenden und geplanten Aktivitäten des Vereins zur Stärkung der Cybersicherheit.

Der Cyber-Sicherheitsrat Deutschland e.V. wurde im August 2012 von namhaften Persönlichkeiten gegründet. Der in Berlin ansässige Verein ist politisch neutral und berät Unternehmen, Behörden und politische Entscheidungsträger im Bereich Cyber-Sicherheit. Zu den Mitgliedern des Vereins zählen große und mittelständische Unternehmen, Betreiber kritischer Infrastrukturen sowie Bundesländer und Bundesinstitutionen, Experten und politische Entscheider mit Bezug zum Thema Cyber-Sicherheit. Über seine Mitglieder repräsentiert der Verein mehr als drei Millionen Arbeitnehmer aus der Wirtschaft und knapp zwei Millionen Menschen aus Verbänden und Vereinen. Der Cyber-Sicherheitsrat



▲ Prof. Dr. Stefan Maier

Deutschland e.V. informiert und unterstützt mit vielfältigen Angeboten seine Mitglieder und richtet seine Tätigkeiten an deren operativen und betrieblichen Bedürfnissen aus.

ACS Nano Award für Stefan Maier

Die US-amerikanische Fachzeitschrift ACS Nano hat den LMU-Physiker Stefan Maier als „2020 ACS Nano Award Lecture Laureate“ ausgezeichnet. Mit diesem Preis zeichnet die Redaktion des Journals jährlich drei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus, die mit ihren Arbeiten wegweisende Beiträge auf dem Feld von Nanowissenschaft und Nanotechnologie geliefert haben.

Stefan Maier, Inhaber des Lehrstuhls für Hybride Nanosysteme an der LMU und des Lee-Lucas Chair in Experimental Physics am Imperial College London, sei „weltweit führend darin, Plasmonik und dielektrische Nanophotonik in Nanosystemen zu verstehen und anzuwenden“, heißt es in einer Mitteilung des Fachblattes. Er sei zudem ein „kenntnisreicher und mitreißender Dozent“. Maier erforscht in seinen Labors im neuen Nano-Institut der LMU die Wechselwirkung von Licht und Materie auf kleinstem Raum. Mit winzigen Antennen und anderen Nanostrukturen versucht er, optische, elektrische und mechanische Prozesse in der Nanowelt zu steuern und die Energieumwandlung effizienter zu machen.

Preise für gute Lehre – drei Auszeichnungen für die LMU

Carsten Reinemann

Sozialwissenschaftliche Fakultät

Carsten Reinemann ist Professor für Kommunikationswissenschaften mit dem Schwerpunkt politische Kommunikation. Seine Lehrveranstaltungen erhalten Jahr für Jahr Bestnoten in der Evaluation durch Studierende. Besonders schätzen die Hörer seiner Vorlesungen, dass er stets aktuelle Bezugspunkte aus Gesellschaft und Politik in seine Vorträge einbindet. So schreibt einer der Studierenden: „Die praktischen Beispiele und Videos zur Auflockerung waren immer gut gewählt und hatten gute Bezüge zum Thema. Auch die Erklärungen von Herrn Reinemann waren sehr anschaulich und er hat die Vorlesung generell sehr unterhaltsam gestaltet, sodass man Spaß am Lernen hatte.“ Darüber hinaus führt Reinemann mit seinen Studierenden regelmäßig Workshops durch. Aus die-

sen Seminaren entstanden bereits Präsentationen und Veröffentlichungen, die von Fachgesellschaften ausgezeichnet wurden.

Professor Lena Daumann

Fakultät für Chemie und Pharmazie

Den Preis für gute Lehre erhält Professor Lena Daumann nicht nur wegen ihrer „sehr anschaulichen Vortragsart“ und „einer Fülle an Beispielen aus dem Alltag“. Ihre Bemühungen, die traditionellen Vorlesungsstrukturen aufzubrechen, führen bei ihren Studierenden dazu, dass „der Vorlesungssaal bis zur letzten Stunde im Semester sehr gut gefüllt ist“. Durch den Einsatz digitaler Hilfsmittel wie der Socrative-Quiz-App können Teilnehmer während der Vorlesung ihren eigenen Wissensstand überprüfen und aktiv Lehre mitgestalten. Die Professorin am Department Chemie gehe darüber hinaus auf die Interessen der Studierenden ein und konzipiere regelmäßig ihre Vorlesungen dahingehend. Zuletzt betonen die Studentinnen und Studenten den interdisziplinären Lehransatz von Professor Daumann. Sie schlage Brücken zwischen vermeintlich getrennten Bereichen der Chemie und helfe so, strikte Kategorisierung abzulegen.

Dr. Christian Diegritz

Medizinische Fakultät

Dr. Christian Diegritz gilt unter seinen Studierenden er als „Innovator“ im Lehrbetrieb. Besonders hervorgehoben werden seine E-Learning-Projekte. Im Rahmen des Onlinekurses „Endodontologie 4.0“ bringt Diegritz den Kursteilnehmern anhand von Lehrvideos und praxisnahen Fallbeispielen komplexe Behandlungsmethoden näher. „Wir finden, dass diese Art der Lehre einen sehr hohen Lernerfolg erreicht und sind begeistert von dieser Innovationskraft“, sagen die Studierenden über das Angebot. Ebenso wird Diegritz' Engagement in dem Projekt der Virtuellen Hochschule Bayern „Arzt-Patient-Kommunikation“ gewürdigt. Angehende Zahnärzte werden hier unter anderem im Hinblick auf Angstpatienten ausgebildet und sensibilisiert. Die Studierenden sollen lernen, ihr eigenes Handeln kritisch zu hinterfragen und an die Patienten anzupassen. In den Augen der Studierenden stellt diese Art der Ausbildung eine „wichtige Bereicherung“ dar.



▲ Die drei Preisträger Professor Carsten Reinemann, Professor Lena Daumann und Dr. Christian Diegritz mit dem Bayerischen Wissenschaftsminister Bernd Sibler und dem LMU-Vizepräsidenten für den Bereich Studium, Professor Oliver Jahraus

Ein Stipendium – viele Gesichter

Deutschlandstipendium an der LMU München

Daniel Meierhofer, Zahnmedizin

Ich engagiere mich für Minderheiten wie Straßenkinder oder Flüchtlinge. Am meisten Freude bereitet mir aber der Einsatz als Sprecher für queere Studierende an der LMU. Ich weiß aus eigener Erfahrung, welche Probleme ein Outing mit sich bringen kann.

Polina Larina, Interkulturelle Kommunikation

Nach dem Tod meines Vaters lernte ich viel, um es von Usbekistan in die große, weite Welt zu schaffen. In München kann ich meinen Traum jetzt verwirklichen: lernen und lehren. Wenn ich für immer an der Uni bleiben dürfte, würde ich das sofort tun.

Caroline Schambeck, Geowissenschaft

Neben dem Studium Geld zu verdienen ist wegen meiner Mukoviszidose-Erkrankung unmöglich. Durch das Deutschlandstipendium habe ich bald trotzdem meinen Master in der Tasche. Das ist ein kleiner Sieg im Kampf gegen die unheilbare Krankheit.

Gideon Arnold, Jura

Nach meiner Ausbildung zum Wirtschaftsmediator habe ich neben meinem Studium einen Verein gegründet. Darin engagieren sich jetzt Juristen aus ganz Deutschland, um mittellosen Menschen durch Mediation bei der außergerichtlichen Streitschlichtung zu helfen.

Sinksar Ghebremedhin, Medieninformatik

Meine Eltern mussten selbst vor dem Krieg fliehen. Daher unterstütze ich mit meinem Verein »Students4Refugees« Flüchtlinge dabei, ein Studium beginnen oder fortsetzen zu können – vier haben bereits ihren Abschluss geschafft.

Sybille Veit, Medizin

Ein Baby während des Studiums bekommen? Das hat bei mir funktioniert – dank des Deutschlandstipendiums. Jetzt helfe ich als Fachschaftsgruppenleiterin anderen Studierenden mit Kind beim Organisieren des Studienalltags.

www.lmu.de/deutschlandstipendium





▲ Prof. Dr. Hubert Miller

Prof. Dr. Hubert Miller
Fakultät für Geowissenschaften

Hubert Miller wurde am 3. April 1936 in München geboren. Er studierte zuerst Geodäsie und Maschinenbau an der Technischen Universität München und ab 1955 Geologie an der LMU, wo er 1960 promoviert wurde. Von 1963 bis 1965 war er Professor an der Universidad de Chile in Santiago. 1986 wurde Miller an das heutige Department für Geo- und Umweltwissenschaften der LMU berufen. Dort lagen seine Forschungsschwerpunkte in den Ostalpen, die in vielen Dutzenden von Diplomarbeiten und Diplomkartierungen am Nordrand der Hohen Tauern und in den Bayerischen und Tiroler Kalkalpen bearbeitet wurden.

Durch einen weiteren Chile-Aufenthalt von 1971 bis 1973 intensivierte er die Andenforschung – besonders die Grundgebirgsgebiete der Provinz Aysén interessierten ihn. In den folgenden 20 Jahren lag sein Fokus auf der Grundgebirgs-Geologie Nordwest-Argentiniens. Ab 1986 war Miller Professor für Allgemeine und Angewandte Geologie an der LMU, Direktor des Geologischen Instituts und der Staatssammlung. Mitte der 1990er-Jahre nahm Miller seine lange Zeit unterbrochenen Arbeiten zur Geologie der chilenischen Küstenkordillere wieder auf. Mitte der 1990er-Jahre gerieten die Probleme der neogenen und rezenten Magmengenese im Nordteil der Antarktischen Halbinsel und auf den Süd-Shetland-Inseln in den Vordergrund. 2004 emeritierte er.

Für seine Forschung erhielt Miller viele Preise: Unter anderem 1994 den Herbert Thomas Preis der chilenischen geologischen Gesellschaft, 2002 die Hans-Stille-Medaille, 2003 das Bundesverdienstkreuz am Bande und 2002 die Universitätsmedaille der LMU. Von 1994 bis 1996 war er Vorsitzender der Deutschen Geologischen Gesellschaft. Er war ständiges Mitglied der Working Group on Geology des Scientific Committee on Antarctic Research (SCAR). Die Universität St. Kliment



▲ Prof. Dr. Otfrid Butenandt

Prof. Dr. Otfrid Butenandt
Medizinische Fakultät

Otfrid Butenandt ist am 31. März 1933 in Göttingen geboren. Nach seinem Abitur studierte er ab 1953 Medizin in Göttingen, Tübingen und München. 1959 wurde er mit seiner Arbeit *Die Wirkungen von Nikotin am isolierten Sphincter Iridis* promoviert. In den folgenden Jahren arbeitete Butenandt am Kreiskrankenhaus, der Universitätskinderklinik und im Dr. von Haunerschen Kinderspital in München sowie am Johns Hopkins Hospital, Baltimore, Maryland, USA. 1970 habilitierte er sich für das Fach Kinderheilkunde mit einer Arbeit über *Die Wirkungen von humanem Wachstumshormon auf Wachstum und Stoffwechsel minderwüchsiger Kinder*. Ab 1974 war Butenandt Oberarzt an der Münchner Universitätskinderklinik.

Professor Butenandts wissenschaftliche Aktivität ist nach der Habilitation unvermindert geblieben: Sie war weiterhin Fragen der Wachstumsstörungen und Störungen der Geschlechtsentwicklung gewidmet. Er verfügte über ein hervorragendes ärztliches Wissen, hatte ein ausgezeichnetes Organisationstalent und war durch seine differenziert, aber dennoch einleuchtenden Vorträge auch bei Studierenden beliebt. 1976 folgte die Ernennung zum außerplanmäßigen Professor, drei Jahre später zum C3-Professor. Butenandt war unter anderem Mitglied in der European Society for Paediatric Endocrinology. Bereits 1979 hatte er ein Schriftenverzeichnis mit über 70 Titeln, das sich fast ausnahmslos pädiatrisch-endokrinologischen Fragen widmete. Er verstarb kurz vor seinem 87. Geburtstag am 9. März 2020.



▲ Prof. Dr. Günter Fruhmann

Prof. Dr. Günter Fruhmann
Medizinische Fakultät

Günter Fruhmann wurde am 12. Dezember 1927 in München geboren. Nach Kriegsende holte er sein humanistisches Abitur in Landshut nach. Anschließend studierte er an der LMU Medizin und wurde 1952 mit seiner Arbeit *Die Wirkung der Biomotor-Atmung auf den Kreislauf* promoviert. Es folgten Stationen in der Lungenheilstätte Altein in Arosa, Schweiz, an der Medizinischen Universitätsklinik Köln und in Newark, USA. Zwei Jahre später zog es ihn wieder nach Landshut und 1957 an die Universitätsklinik nach München. Schon 1953 entstanden seine ersten Veröffentlichungen über die manuelle künstliche Beatmung, den Atemantrieb und den Gasaustausch in der menschlichen Lunge sowie über die Pionierarbeiten der Respirator-Behandlung.

Fruhmann habilitierte sich 1963 für Innere Medizin und wurde 1969 zum außerplanmäßigen Professor ernannt. 1972 erhielt er einen Ruf auf den Lehrstuhl für Arbeitsmedizin an der Technischen Universität München und 1974 einen zweiten Ruf auf den Lehrstuhl für Arbeitsmedizin an der LMU. 1975 wurde er von der Staatsregierung zum ordentlichen Professor ernannt und mit der Errichtung von Institut und Poliklinik für Arbeitsmedizin der LMU beauftragt. Gleichzeitig und in Personalunion erfolgte die Bestellung zum Leiter der Pneumologischen Abteilung in der Medizinischen Klinik I des Klinikums Großhadern der LMU. Hiermit verbunden war die Verpflichtung, das Fach Arbeitsmedizin auch an der TUM zu vertreten.

Ab 1992 war Fruhmann stellvertretender Vorsitzender der Sektion Berufskrankheiten im Sachverständigenbeirat des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung. Auch war er im Kuratorium der Bayerischen Akademie für Arbeits- und Sozialmedizin, später auch Umweltmedizin. Er war von 1983 bis 1993 Governor, dann Regent des American College of Chest Physicians und ab 1983 internationaler Editor der Zeitschrift *Chest*. Professor Fruhmann ist Autor von 170 PubMedgelisteten Publikationen und insgesamt über 450 Arbeiten. Die Zeit bis zu seiner Emeritierung 1998 nutzte Fruhmann auch, um in Großhadern einen florierenden Klinikbetrieb aufzubauen, der von Anfang an erfolgreich

und von international anerkannten wissenschaftlichen Arbeitsgruppen flankiert war. Am 5. Juni 2019 verstarb Günter Fruhmann im Alter von 91 Jahren.

Prof. Dr. Erich Wasem
Fakultät für Psychologie und Pädagogik

Erich Wasem hat sich insbesondere mit der Medienpädagogik beschäftigt und sich dabei auch für die Einbeziehung der Kunst beziehungsweise des Künstlerischen in die Pädagogik eingesetzt. Er wurde am 30. September 1923 in Puttenhausen bei Mainburg in Niederbayern geboren. 1951 wurde er mit seiner Arbeit über *Seelische Entwicklung im Jugendalter und Kunsterziehung* promoviert. 1960 wurde er Privatdozent an der Universität München, im gleichen Jahr außerordentlicher Professor und 1966 ordentlicher Professor an der damaligen Pädagogischen Hochschule der Universität München in Pasing, die kurz darauf in die LMU integriert wurde.

Mit seiner Habilitationsschrift *Jugend und Filmerleben* leistete Wasem mit seinem Mentor Martin Keilhacker Pionierarbeit in der Erforschung medienpädagogischer Fragen der Nachkriegszeit. Presse, Rundfunk, Film und schließlich das Fernsehen stellten eine Herausforderung für die Nachkriegsjugend dar. Wasems Publikationen umfassen medienpädagogische Monografien, viele Lexikonartikel in renommierten Nachschlagewerken und viele Zeitschriftenaufsätze in wissenschaftlichen Periodica. Die zahlreichen Doktoranden zeugen von seinem pädagogischen Geschick, die Jugend für die Probleme von Erziehung und Bildung zu begeistern und sie wissenschaftlich zu betreuen.

In den letzten Jahren seiner akademischen Forschungstätigkeit widmete sich Professor Wasem scheinbar exzentrischen Fragestellungen. Er arbeitete über Kunstfiguren, die junge Menschen immer neu mit alten menschlichen Anliegen und Problemen konfrontieren. Der Bärenforschung und dem beliebten Teddy-Bär widmete er eine vielbeachtete Ausstellung. Schließlich interessierte er sich für die Serienbilder und ihre Aussagen, sammelte viel Material und konnte dies auch diffizil herausstellen. Erich Wasem ist am 8. Februar 2020 im Alter von 96 Jahren verstorben.

Prof. Dr. Rainer Gothe
Tierärztliche Fakultät

Rainer Gothe ist am 27. Januar 1937 in Völkershäusen (Thüringen) geboren. Nach dem Abitur 1953 und der Flucht nach Westdeutschland nahm er ab 1955 das Studium der Tiermedizin in Gießen an der dortigen Justus-Liebig-Universität auf. Dieses schloss er 1960 mit dem Staatsexamen ab. Die Promotion zum Doktor der Veterinärmedizin folgte 1962. Anschließend war Gothe in Gießen von 1962 bis 1969 als wissenschaftliche Hilfskraft und wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig. Die Jahre von 1964 bis 1967 verbrachte er in Schottland, Kenia, Äthiopien und Onderstepoort in Südafrika. Anschließend habilitierte er sich in Gießen im Fach „Parasitologie und Parasitäre Krankheiten der Tiere“. 1971 wurde Rainer Gothe am Gießener Institut zum Professor für Parasitologie und Parasitäre Krankheiten der Tiere ernannt. 1984 nahm Professor Gothe einen Ruf an die LMU auf den Lehrstuhl für Vergleichende Tropenmedizin und Parasitologie an, den er bis zu seiner Emeritierung am 31. März 2001 innehatte.

Seine Leidenschaft galt der Erforschung der Anatomie und Verhaltensphysiologie – vor allem der Wirtssuche und -findung von tropischen und einheimischen Zeckenarten sowie auch den durch sie übertragenen Krankheitserregern. Seine schon in den 1980er-Jahren begonnenen epidemiologischen Arbeiten zu den Reisekrankheiten und Arthropoden-übertragenen Erregern der Haustiere waren wegweisend und wurden in wissenschaftlichen Publikationen veröffentlicht. Gothe führte über 50 junge Tiermedizinerinnen und -mediziner erfolgreich zur Promotion, zwei seiner langjährigen Mitarbeiter habilitierten sich auf dem Gebiet der Parasitologie während ihrer wissenschaftlichen Laufbahn. Professor Gothe verstarb am 12. Februar 2020 im Alter von 83 Jahren.

Die Rubrik TIPPS & TERMINE entfällt aufgrund der aktuellen Situation

Herausgeber

Präsidium der
Ludwig-Maximilians-Universität (LMU)
München
www.lmu.de/mum

Redaktion

Kommunikation und Presse LMU
Clemens Grosse (cg) (federführend)
David Lohmann (dl)

Mitarbeiter dieser Ausgabe

Anja Burkel (ajb), Monika Goetsch (goe),
Simon Kirner (ski), Johanna Rollenmiller
(jr),

Onlineredaktion

Thomas Pinter (thp)

Redaktionsadresse

Geschwister-Scholl-Platz 1,
80539 München
Tel. +49 (0) 89 2180-3423
Fax +49 (0) 89 33 82 97
mum@lmu.de

Designkonzept und Umsetzung

HN // Bernd Haak
[www.haak-nakat.de]

Distribution

Kommunikation und Presse LMU
Mathias Schiener

Anzeigen

connection line,
78052 Villingen-Schwenningen
ISSN 0940-0141

Umschlagseite 4

Foto: Philipp Thalhammer

Abbildungen im Heft

Universitätsarchiv München (U1); Christoph Olesinski/
LMU (S. 4/5); privat (S.6); Universitätsarchiv München
(S.7/8); privat (S.9); Thomas Hauenberger (S.10);
Grafiken: Institut für Deutsch als Fremdsprache
(S.16-18); Stefan Zippel (S.20/21); Lorenz Narku
Laing/Vielfaltsprojekte (S.22/23); 2019 BreakOut e. V.
(S.24/25); privat (S. 26); Steingraeber & Söhne/M.
Hoch (S.28/29); privat (S.30); privat, Axel Griesch/
MPG, Jess Parvin, privat (S.31); LMU/Jan Greune,
Universität Passau (S.36); privat (S.38/39)

Alle weiteren Abbildungen: LMU



Das MünchnerUniMagazin können Sie hier einfach
und bequem abonnieren. Natürlich kostenlos:

■ www.lmu.de/mum

Das MünchnerUniMagazin kann auch als Online-Ausgabe heruntergeladen werden.

Das Magazin erscheint vierteljährlich.

UniMagazin und Einsichten beim „Stimmen Verkäufer“

Professor-Huber-Platz, U-Bahneingang Leihturng; Schellingstr. 3/4 Eingangsbereich; Leopoldstr. 30; Leopoldstr. 13; Oettingenstr. 67 Hörsaalgebäude; Pettenkoferstr. 12 Eingangsbereich; Theresienstr. vor dem Café Gumbel; Luisenstr. 37 Eingangsbereich; Biomedizinisches Centrum Eingangsbereich; Unibibliothek Ludwigstr. 27 Ausleihhalle; Historicum Teilbibliothek EG; Biozentrum Pforte; Chemie und Pharmazie Haus F, EG.



MünchenInformation

im Rathaus am Marienplatz



Stadtinformation

Telefon (089) 22 23 24

Montag bis Freitag 9.30 – 19.30 Uhr

Samstag 10.00 – 16.00 Uhr

muenchen.de/rathaus

Touristinformation

Telefon (089) 233–9 65 00

Montag bis Freitag 9.30 – 19.30 Uhr

Samstag 10.00 – 17.00 Uhr

Sonntag 10.00 – 14.00 Uhr

muenchen.travel



Durchblick mit
LMU-Siegel im Gebäude
Ludwigstraße 28

www.lmu.de/mum